

V. Besprechungen

Adrados, Francisco Rodríguez: *History of the Graeco-Latin Fable. 2: The Fable during the Roman Empire and in the Middle Ages*. Translated by Leslie A. Ray (Mnemosyne Supplementum 207). Leiden/Boston/Köln: Brill 2000. xviii, 756 p.

Zwei Jahrzehnte nach Publikation des 1. Bandes der umfassenden Studie von F. R. Adrados über die griechischen und lateinischen Fabeln (*Historia de la fábula greco-latina*. Madrid 1979/1985/1987) erscheint das Werk nun in englischer Übersetzung. Für die Übertragung aus dem Spanischen haben der Autor und G.-J. van Dijk das Opus durchgesehen und aktualisiert. Vielen Kapiteln des hier zu besprechenden 2. Bandes sind Supplemente mit neuerer Literatur beigegeben; neu ist auch der umfangreiche Stellenindex (p. 727–756).

Eine Geschichte der griechischen und lateinischen Fabelliteratur der Antike und des Mittelalters muß sich von entsprechenden Darstellungen anderer Gattungen wesentlich unterscheiden: Die Autoren sind, sofern namentlich überhaupt bekannt, als historische Personen kaum faßbar, und die Überlieferung hat nur einige von zweifellos zahlreichen Sammlungen recht unterschiedlichen Charakters bewahrt. Deren Erforschung muß mit einer großen Zahl von "missing links" (xi) rechnen und darf an einzelnen Fabeln gewonnene Ergebnisse nur vorsichtig verallgemeinern, da jede Sammlung aus verschiedenen Quellen geschöpft, unterschiedliche Fabelversionen miteinander verschmolzen und originelles Gut eingebracht haben kann: "the preserved collections are something like the tip of the iceberg" (xiv).

Adrados versteht es als das Ziel seiner vorwiegend quellenkritischen Untersuchungen, einen Weg "to a literary and ideological study of the collections" (xv) zu bereiten. Als Basis dient die in Band 1 entwickelte und im ersten der drei Hauptteile des vorliegenden Bandes ("The Hellenistic Collections as the Basis for the Subsequent Ones", 1–117) ausdifferenzierte Anschauung, nach der die erhaltenen Fabelsammlungen sich über verschiedene Zwischenstufen (in Versen, später auch in Prosa) auf die verlorene Sammlung des Demetrios von Phaleron zurückführen lassen. Als "Ariadne's thread" (713) in diesem schwer rekonstruierbaren Labyrinth dienen vor allem die Überreste metrischer Versionen, die Adrados in den erhaltenen Prosafassungen ausmacht, daneben inhaltliche und strukturelle Merkmale. Wie komplex die Verhältnisse sein können, veranschaulicht etwa der Abschnitt, in dem Adrados die Entwicklung der Fabel von der Schwalbe nachzeichnet: Aus einer einzigen Fabel in der Sammlung des Demetrios sind demnach nicht weniger als vier voneinander unabhängige Versionen hervorgegangen und haben ihre Spuren in der Überlieferung

hinterlassen (cf. 110–114). Die Methode, mit der Adrados die verschiedenen Typen von Beziehungen zwischen Fabeln erarbeitet, ist ausgefeilt, die Darstellung von manchmal übertriebener Ökonomie: Wer die Texte nicht zur Hand hat, wird den Ausführungen nicht immer leicht folgen können. Unentbehrlich sind auch die Appendices im 3. Band, in denen die ausgewerteten Fabeln dokumentiert sind und auf die regelmäßig verwiesen wird. Auch deshalb ist zu wünschen, daß die englischsprachige Ausgabe rasch zum Abschluß kommt.

Welchen Beitrag die von Adrados vorgenommene detaillierte Auswertung des Materials zum Verständnis des Erhaltenen leisten kann, zeigt der 2. Teil des Buches ("The Fable in the Roman Empire", 119–391), der die überlieferten kaiserzeitlichen Sammlungen in je eigenen Kapiteln behandelt. Es ist beachtenswert, bisweilen faszinierend, wie Adrados bestehende Urteile über die Quellen der Sammlungen und die Präferenzen ihrer Schöpfer überprüft, modifiziert und präzisiert, indem er konsequent die Entwicklung einzelner Fabeln in den Blick nimmt und auf diese Weise zu überaus differenzierten Charakterisierungen der Sammlungen gelangt. Freilich hängt die Überzeugungskraft der Darlegungen nicht selten davon ab, ob man die (in der Forschung nicht vorbehaltlos aufgenommene) Zuversicht teilt, mit der Adrados in den Prosafabeln Spuren metrischer Fassungen identifiziert und zur Basis seiner Rekonstruktionen macht. Auch im 3. Teil ("The Fable in the Middle Ages", 393–710) muß aufgrund der Quellenslage manches Hypothese bleiben, doch sind vor allem die mit Verve vorgetragenen Überlegungen zur indirekten Beeinflussung der lateinischen Fabel des Mittelalters durch orientalische Erzählliteratur (559–629) eine stimulierende Lektüre.

Auch wer dieser *History of the Graeco-Latin Fable* angesichts der Komplexität von Gegenstand, Fragestellung und Methode ihren enormen Umfang zugestehet (Bd. 1 und 2 zusammen umfassen knapp 1500 Seiten), wird gleichwohl auf eine harte Probe gestellt. Ein Benutzer ohne Spezialkenntnisse, der sich, vom Titel des Werkes angelockt, über die Gattungsgeschichte oder einen Ausschnitt daraus informieren möchte, dürfte sich vom Voraussetzungsreichtum des Gebotenen bisweilen überfordert fühlen. Wenn man etwa zu dem besprochenen Band in der Absicht greift, sich einer der kaiserzeitlichen Fabelsammlungen zu nähern, sollte man das entsprechende Fabelcorpus gut kennen, sollte ferner vor Augen haben, was Adrados in Band 1 seiner Studie über die fragliche Sammlung schreibt. Umgekehrt müssen Benutzer von Band 1 damit rechnen, daß einige der dort vorgelegten Ergebnisse in Band 2 modifiziert oder korrigiert werden (so z. B. 75 sq., 82–91, 221–234). Auch erfordert die Detailfülle der Darstellung bisweilen einen überaus beharrlichen Leser; viele der Kapitel bieten hier Asyl in Form von "Conclusions". Den Wert des beeindruckenden Werks vermögen derlei Inkommoditäten nur unwesentlich zu mindern; zweifellos werden viele an der griechischen und lateinischen Fabel Interessierte dem Autor, dem Übersetzer und dem Verlag für die Bereitstellung der englischsprachigen Ausgabe dankbar sein.

Barber, Richard (ed.): *Myths and Legends of the British Isles*. Woodbridge: Boydell Press 1999. xx, 572 p. Indexes.

Richard Barber's anthology (in Modern English) of texts of tales of gods, heroes and marvels is considered by the author to be "the anthesis of sober history", as if imaginative fabulations had no place in the pages of historical narratives. Undoubtedly, myths and legends are largely complementary to the stuff gleaned from charters and other written documentation, but there are many occasions when story and (hi)story betray their common etymological origins. It is probably not even true that the former is more steeped in belief systems than the latter. Nevertheless, the kind of stories brought together by Barber in this volume are frequently filling gaps preceding or contemporary to the sources employed by even the most assiduous of documentary historians.

From the telling of these tales, from a large variety of sources, the prehistory and early history of the British Isles emerge persuasively and attractively. Each telling is helped on its way and assigned its place by the editor's short introductions, gradually assembling a narrative and narrating mosaic of texts, many of which are not easily available in such compact fashion, even to readers who have access to academic libraries.

The thirty-four stories are arranged in five sections: The Origins, The Early History of Britain, Marvels and Magic, Heroes and Saints, History of Romance. They range from Procopius' Byzantine account of the land at the other side of Europe to the story of Macbeth, king of Scotland from 1040 to 1057 (the latter is, by the way, the only story with an exclusively Scottish setting). The most substantial centre pieces are clearly Geoffrey of Monmouth's thirteenth-century version of the 'Story of Arthur', the whole poem of Beowulf in Kevin Crossley-Holland's translation, an account of the 'Deeds of Cuchulain' based on Lady Augusta Gregory's *Cuchulain of Muirthemne*, and *The Four Branches of the Mabinogion* (written down in the fourteenth century but probably originating in the eleventh).

For those who like their history narrated without the encumbrance of learned paraphernalia but yet legitimised by the authenticity of the storyteller's own craftfulness and wisdom of their times, this is a good book to own. The selection of items is appropriate and trustworthy, the narrative voices ring true even in translation, and the storying accounts illuminate in their own fashion what for a long time were called the 'Dark Ages'. Readers will also get an instructive glimpse of the diversity of the narrative inventory of the various parts of the British Isles before the components of the political scene in these islands emerged in their current particular and sometimes contradictory shapes.

Aberdeen

Wilhelm F. H. Nicolaisen

Bosco Coletsos, Sandra: L'espressione del demonico in tedesco. Formule magiche, incantesimi, streghe, weise Frauen, gnomi, giganti e animali nelle fiabe e nelle leggende dei fratelli Grimm. Alessandria: Edizioni dell'Orso 1999. 145 p.

Bosco Coletsos, Sandra/Costa, Marcella: La struttura parentale nelle fiabe dei fratelli Grimm. Alessandria: Edizioni dell'Orso 2001. 127 p.

Diese beiden Bände gehören eng zusammen: Das zeigen häufige Rückverweise, identische Textstellen (z. B. p. 43 im erstgenannten Band = p. 14 im zweiten) und weitgehende Übereinstimmungen im Literaturverzeichnis.

Im ersten Band nimmt sich die Germanistin Sandra Bosco Coletsos – sie lehrt historische Sprachwissenschaft an der Universität Turin – der übernatürlichen, „dämonischen“ Wesen bei den Brüdern Grimm an, namentlich in den *Kinder- und Hausmärchen* und den *Deutschen Sagen*, mit Seitenblicken auch auf die *Deutsche Mythologie* und das *Deutsche Wörterbuch* (17). Das ist ein vielversprechender Ansatz, der aber leider über weite Strecken hinweg eher zu endloser Materialsammlung als zu Erkenntnissen führt, welche über das rein Sprachwissenschaftliche hinausgehen. Als Negativbeispiel sei die Aufzählung äußerlicher Merkmale weiblicher Dämonen (72 sq.) genannt oder das ganze fünfte und letzte, den tierischen Dämonen gewidmete Kapitel über Schmetterlinge, Wölfe, Frösche und vieles andere mehr, das sich wie eine nicht übermäßig systematische abschließende Pflichtübung liest; damit endet das Buch abrupt.

Nicht, daß es ihm an Sorgfalt mangelte! Hier liegt ein philologisch sauber gemachtes Werk über die Macht der „parola“, des Zauberspruchs (Kapitel 1), über weibliche und männliche Dämonen Grimmscher und germanischer Mythologie vor, bei dem man ‚nur‘ etwas Originalität und ein paar konkrete oder gar neue Einsichten vermißt. Positiv hervorzuheben ist ein bewußter Umgang mit der Problematik adäquater Übersetzungen Grimmscher Texte ins Italienische, etwa wenn es um linguistische und semantische Entsprechungen für „Feen“, „Zauberinnen“, „Hexen“ geht (Kapitel 2, 58 sqq.). Männliche Dämonen sind laut Bosco Coletsos körperlich weniger homogen als die weiblichen (81). Sie beschreibt im 3. Kapitel Zwerge und Riesen sowie den Poltergeist, ein Wort, das besser nicht ins Italienische zu übersetzen sei (90), im 4. Kapitel ‚andere‘ männliche Dämonen: den Wassergeist, den Wilden Jäger (der die „perfekte Symbiose der beiden bei den Germanen beliebtesten Tätigkeiten“ – Krieg und Jagd – darstelle, 101), den Bärenhäuter, den Mahr und den Schrat. Ein zweisprachiges Sachregister am Ende des Buches soll helfen, all diese Wesen zu erschließen. In der Bibliographie fallen gelegentliche Druckfehler ins Auge (z. B. p. 128 ein „19882“ publiziertes Werk), doch unter den hauptsächlich italienischen und deutschen, bisweilen französischen oder englischen Titeln auch sinnvolle Zusätze: Die Autorin nennt die Sprache, aus der jeweils übersetzt wurde. Unter „Ranke e altri“ führt sie (wie im bibliographischen Anhang des

anderen anzuzeigenden Buches) die EM als Ganzes auf, bezieht sich im Text aber kaum je auf dieses Grundlagenwerk der Erzählforschung.

Formal besser, weil genauer lektoriert, und vor allem inhaltlich interessanter kommt der zweite, nicht so vordergründig sprachwissenschaftliche Band über Familienstrukturen in Grimms Märchen daher. Kapitel 1 (*Il padre*) erreicht zwar nicht die strukturelle Klarheit des ein Jahr zuvor erschienenen Beitrags „Märchenhafte Väter“ von Wilhelm Solms (in: *Alter und Weisheit im Märchen*. ed. U. und H.-A. Heindrichs. München 2000), wartet jedoch mit ein paar Denkanstößen aus italienischer Sicht auf: Wer schlug das Taubenhaus in KHM 21: *Aschenputtel* entzwei? Aschenputtels Vater oder doch der alte König (18)? Völlig unverdient dürfte in KHM 1: *Froschkönig* die Verzauberung in einen Frosch nicht erfolgt sein, denn sogar Hexen schaden nicht nur „per il piacere di nuocere“ (28). Beim Kapitel über die Mutter gibt sich die Autorin wieder sehr vorsichtig, beschreibt, was sie in den einzelnen Grimm-Ausgaben vorgefunden hat, zitiert oder referiert anstelle eigener Überlegungen hintereinanderweg Aufsätze ganz verschiedener Provenienz, ohne sie je kritisch zu hinterfragen: Bettelheim und von Franz, Mauss und Laiblin (62 sqq.). Das 3. Kapitel führt dann die Kinder ein, die sich elterlicher Willkür und sogar offenkundiger Ungerechtigkeit völlig unterwerfen und gewöhnlich auch keine Rachewünsche hegen (71), ferner Brüder und Schwestern, darunter natürlich die treue, opferbereite Schwester, „figura specifica delle fiabe grimmiane“ (80).

Das 4. und längste Kapitel dieses Bandes (‚Pate, Patin und andere Helferfiguren‘) hat die Doktorandin Marcella Costa verfaßt, die zum Vergleich auch Bechsteins *Gevatter Tod* heranzieht und ihren Landsleuten dessen unübersetzbare Wortspiel Tod/Dot erläutert: ‚Und am Sonntag kam richtig der Tod, und war ein ordentlicher Dot, das ist Taufpate des Kleinen‘ (p. 100, not. 44). Dieser letzte Teil des Buches ist reicher an Anmerkungen als der erste, schließt sich methodisch aber fast nahtlos an den ersten an und betont noch einmal den sprachhistorischen Schwerpunkt der beiden Bände. Das ‚Ge-‘ in der Grimmschen Verwendung von ‚Gevatter‘, zeigt Costa, sei nicht kollektiv zu verstehen wie in ‚Gebrüder‘, ‚Geschwister‘ oder ‚Genosse‘, sondern als persönliche Auszeichnung wie etwa in ‚Geselle‘, ‚Gefährte‘, ‚Gemahl‘ (90).

Substantiell Neues für die deutschsprachige Erzählforschung bietet auch der 2. Band nicht. Aber das in der Vorbemerkung (7) angepeilte Ziel mögen die Autorinnen erreicht haben (jedenfalls wäre es ihnen zu wünschen): Die vielen, nach der bewährten KHM-Übersetzerin Clara Bovero zitierten bzw. selbst mit Sorgfalt neu übertragenen Grimmschen Zitate sollen vor allem italienischsprachige Leser und Leserinnen, welche das Deutsche nicht oder nur mangelhaft beherrschen, ermuntern, sich mit diesen Märchen – als einem wichtigen Teil deutscher Kultur – auseinanderzusetzen.

Gebenstorf

Barbara Gobrecht

Brinkman, Inge/Fleisch, Axel (edd.): *Grandmother's Footsteps. Oral Tradition and South-East Angolan Narratives on the Colonial Encounter (History, Cultural Traditions and Innovations in Southern Africa 7)*. Köln: Köppe Verlag 1999. 255 p.

Der Sammelband der Ethnologin und Historikerin Inge Brinkman und des Afrikanisten Axel Fleisch erschien als siebter Band einer Reihe, die sich vor allem die Dokumentation oraler sowie schriftlicher Traditionen und Neotraditionen im südlichen Afrika zum Ziel gesetzt hat. Wie die meisten anderen Bände der Reihe ist auch diese Arbeit im Sonderforschungsbereich 389 „Kultur- und Landschaftswandel im ariden Afrika, Entwicklungsprozesse unter ökologischen Grenzbedingungen“ der Universität zu Köln entstanden und fußt auf längeren Feldaufenthalten beider Wissenschaftler in der Kavango Region im Nordosten Namibias. Brinkman und Fleisch bereichern mit ihrem Band die Reihe um einen Beitrag, der in verschiedener Hinsicht Besonderes bietet. Leitgedanke ihrer Präsentation ist, daß sie weniger Geschichte auf der Basis oraler Traditionen darstellen will, sondern vor allem an der Konstruktion von Traditionen in einer durch koloniale Herrschaft, Krieg und Exodus geprägten Gesellschaft interessiert ist. In dem Band werden Erzählungen südostangolanischer Flüchtlinge präsentiert, die in Nordostnamibia seit den 1970er Jahren aufgenommen wurden. Bei der Präsentation von Oraturen aus Afrika wird sonst häufig auf Traditionsverbundenheit des Erzählers und Authentizität des Erzählten geachtet. Aus beidem schöpfen die Wiedergaben oraler Traditionen und ihre Analysen die Autorität, wissenschaftlich vermeintlich abgesicherte Informationen über afrikanische Kulturen und ihre Geschichte zu vermitteln. In methodischen Abhandlungen zur Analyse oraler Traditionen werden Wissenschaftlern sogar Wege gewiesen, authentisches Material von Nicht-Authentischem zu scheiden und ‚echte‘ Traditionen von Neo-Traditionen zu trennen.

Brinkman und Fleisch schlagen bewußt einen anderen, höchst innovativen Weg ein. Sie präsentieren die Erzählungen von Flüchtlingen, von Personen, die aus ihrem traditionellen Kontext gerissen wurden und deren Erzählungen sich auf eine ferne, als Heimat imaginierte Landschaft beziehen. Die in der Mehrzahl weiblichen Erzähler stammen aus verschiedenen Altersgruppen – auch dies ein Unterschied zu üblichen Erhebungen von Traditionen in afrikanischen Gesellschaften, bei der die überwiegende Zahl der Interviews stets mit älteren Männern geführt wird. Die Autoren führen zudem aus, daß ethnische Identität für die Erzähler und Erzählerinnen kaum von Bedeutung war. Die Gruppe der südostangolanischen Flüchtlinge in Namibia ist zwar unter dem Sammelbegriff Nyemba bekannt, in Gesprächen erschließen sich aber andere Identitäten wie Mbuela, Lucazi, Nkangala, Iauma und Mbunda. Während in zahlreichen Dokumentationen afrikanischer Oraturen die Zuweisung der Traditionen zu einer ethnischen Gruppe essentiell ist, wird hier eindrucksvoll gezeigt, daß neben Ethnizität andere Identitäten – so etwa die Zugehörigkeit zu Parteien, der Ge-

gensatz von Land- und Stadtbevölkerung, geschlechterbezogene Rollen – bedeutsam werden und von einer kollektiven Identität als Flüchtling überlagert werden. Alle vorgestellten Erzählungen thematisieren den antikolonialen Krieg in Angola und den anschließenden Bürgerkrieg. Verschiedene Formen der Gewalt sind zentrale Themen und deuten die persönliche Auseinandersetzung der Befragten mit ihrer Vergangenheit an. Der Krieg und der strategische Zugriff von verschiedenen Kriegsparteien auf die Traditionen der lokalen Bevölkerung veränderte soziale Tradierung und damit die Traditionen selber. Grundlegendes Thema aller Erzählungen ist aber der ‚colonial encounter‘. Brinkman und Fleisch weisen daraufhin, daß auch bei einer umfassenden Analyse der in großer Zahl aufgenommenen Traditionen – im vorliegenden Band werden neun umfassend präsentiert – die Interaktion zwischen Herrschern und Beherrschten in der Kolonialzeit das dominante Thema war. In ihrer Analyse der Erzählungen können die Autoren dabei deutlich den Einfluß von Schulbuchwissen auf Oraturen nachweisen. Anstatt die Interaktion zwischen oralen Traditionen und geschriebenen Texten als Verunreinigung aufzufassen, thematisieren die Autoren diesen Zusammenhang bewußt und in sehr produktiver Weise.

Der Band beginnt mit einer umfassenden Einleitung, die die Erzählungen historisch und kulturell einbettet und umfassend über den erkenntnistheoretischen Zusammenhang, den Prozeß der Erhebung und der Bearbeitung der Oraturen informiert und damit einen Blick in die Werkstatt des Kulturwissenschaftlers erlaubt. Verschiedene Analyseansätze werden in transparenter Art und Weise vorgestellt, ohne daß die Leser in eine Interpretationsrichtung gedrängt werden. Ein umfassender linguistischer Teil klärt über die sprachwissenschaftliche Bearbeitung der Traditionen auf. Danach werden neun Erzählungen präsentiert, die jeweils durch kurze Bemerkungen zur Person des Erzählers/der Erzählerin und zur Interviewsituation eingeleitet werden. Bei der Wiedergabe gehen die Autoren einen für die Afrikanistik innovativen Weg: Die zweispaltige Wiedergabe stellt den originalsprachlichen Text und die Übersetzung ins Englische unmittelbar gegenüber. Akribisch wurde darauf geachtet, auch die Rolle der Interviewenden in der Textwiedergabe transparent zu machen.

Grandmother's Footsteps ist nicht nur für Regionalwissenschaftler und Afrikanisten von Interesse. Die reflektierte methodische Vorgehensweise, die luzide Analyse des Konstruktionsprozesses oraler Traditionen und die überzeugende Präsentation der Erzählungen machen das Buch für einen weiteren kulturwissenschaftlichen Leserkreis attraktiv. Die intensive Beschäftigung mit methodischen Fragen macht den Band zu einer lohnenden Lektüre für universitäre Einführungsseminare zur außereuropäischen Geschichte, zur Konstruktion von Traditionen und zum Zusammenhang zwischen kulturellem Gedächtnis und Schriftlichkeit.

Köln

Michael Bollig

Driscoll, Matthew James: *The Unwashed Children of Eve. The Production, Dissemination and Reception of Popular Literature in Post-Reformation Iceland*. Enfield Lock, Middlesex: Hisarlik Press 1997. xii, 384 p., 31 Abbildungen.

Die Kinder, die Eva noch nicht gewaschen hatte, als der Herrgott einmal zu ihr kam, und die sie vor ihm verbarg und verleugnete, wurden ihr weggenommen. Dank Gottes Hilfe überlebten sie die Sintflut in einer Höhle. Von ihnen stammt das Geschlecht der Elfen ab. – Matthew Driscoll legt keine neue Studie über AaTh 758 vor (cf. dazu Röhrich, L.: *Eva: Die ungleichen Kinder E.s.* In: EM 4 [1984] 569–577), er bedient sich der Erzählung lediglich als Titelmeter: Wie die Elfen nach isländischer Vorstellung im Verborgenen leben, handelt es sich bei den von ihm untersuchten „Icelandic romances from the post-Reformation period“ um Texte, die heute zum größten Teil „still lie unpublished, unedited, unresearched, unread“ (p. 239), um Texte, deren Status als verborgene Literatur sich aus ihrer nach-mittelalterlichen, ‚nicht-klassischen‘, und populären, ‚nicht-elitären‘, Eigenschaft erklärt.

Driscolls Anliegen ist es, die Transmission, verstanden als Überlieferungsgeschichte, der isländischen *lygisögur* (spät- und nachmittelalterlicher Prosaerzählungen) und *rímur* (Erzählballaden in komplizierten traditionellen Metren) vom Ende des Mittelalters bis zum Ersten Weltkrieg darzustellen, um so eine Art Textualitäts- und Kulturgeschichte Islands zwischen 1600 und 1900 zu entwerfen. Diese zeichnet sich durch eine Reihe quasi-mittelalterlicher Elemente aus: Stoff- und Gattungswahl, nicht zuletzt jedoch Produktion, Verbreitung und Rezeption der Texte sind in den wesentlichen Zügen vormodern bestimmt. Ausgangspunkt von Driscolls Untersuchung sind vorwiegend im 18. und 19. Jh. geschriebene *Saga*- und *Rímur*-Handschriften, im Zentrum steht eine ‚dichte Beschreibung‘ von neun erhaltenen *Sagas*, die einem namentlich bekannten Pfarrer, Jón Oddsson Hjaltalín (1749–1835), zugeschrieben werden können. Lediglich zwei davon erschienen kurz nach 1900 in populären Ausgaben. Die handschriftliche Zirkulationsform beruhte dabei nicht etwa darauf, daß Isländisch eine unterdrückte Sprache gewesen wäre, der handgeschriebene Text war vielmehr bis in die Mitte des 19. Jh.s das traditionelle Medium aller nicht-theologischen Gattungen. Obwohl sich darin bedeutende Unterschiede zum gälischen Bereich ergeben, in dem die prolongierte Handschriftlichkeit maßgeblich das Resultat gezielter Eliminierungsprozesse seitens der Kolonisatoren darstellte, bestehen enge Übereinstimmungen zwischen der Literaturinstitution in Island und in Irland (cf. dazu nun die aufschlußreiche Abhandlung von Ní Úrdail, M.: *The Scribe in Eighteenth- and Nineteenth-Century Ireland. Motivations and Milieu*. Münster 2000, die ebenfalls „the scribes“ zum „starting point of the study“ [20] macht).

Das deskriptive Kapitel I (*Popular romance in post-Reformation Iceland: works and responses*, 1–33) vermittelt einen präzisen Überblick über die Entwicklung der isländischen Populärliteratur seit dem Mittelalter. Besonders

wichtig sind die *lygisögur*, eine heterogene Gruppe von über 250 übersetzten und originalen Sagas. Die beliebtesten dieser Erzählungen sind in mehr als 70 Handschriften bewahrt. Für das 18., 19. und frühe 20. Jh. bezeugter, soziokultureller Vermittlungsrahmen war die Abendwache (*kvöldvaka*), bei der die Bewohner eines Hofes in den Abendstunden des Winterhalbjahres Handarbeiten verrichteten, während ein Mitglied des Hausstandes aus einer Handschrift vorlas oder Geschichten erzählte. Auf der Grundlage von Prosatexten entstanden ebenfalls sehr populäre *Rímur*-Bearbeitungen, die ihrerseits oft wieder zu Sagas umgeformt wurden. Nicht an „the text“, sondern an „the story“ (13, ähnlich 113) seien die Isländer in diesem Zeitraum primär interessiert gewesen, *lygisögur* habe man nie als Erzählungen mit kanonisierter Textgestalt wahrgenommen und folglich nie als „fixed texts“ behandelt (cf. bes. 194–206), ein Ergebnis, das zwar nicht überrascht, das aber doch erst einmal am umfangreich überlieferten Material nachgewiesen werden will. Ebendies gelingt dem Verfasser in den Kapiteln II (*Social textuality: the lygisaga in context*, 35–73), III (*A parson's pleasure: The life and literary activity of Jón Oddsson Hjaltalín*, 75–132) und IV (*The structure and style of the sagas attributed to Jón Hjaltalín*, 133–206) in durchaus überzeugender Weise.

Driscoll wertet 59 erhaltene Handschriften mit Jón Hjaltalín zugeschriebenen Sagas und zahlreiche andere Manuskripte aus. Aufgrund dieser günstigen Quellenlage kann er die Abschreibeprozesse, Verbreitungswege, Schreiberbeziehungen und Transmissionsverläufe in den Details nachzeichnen. Die „evidence of the manuscripts“ (46) ist aussagekräftig und läßt ein lebendiges Bild der literarischen Aktivität Islands entstehen. Sie erlaubt auch eingehendere prosopographische Untersuchungen namhafter Schreiber vor allem aus der zweiten Hälfte des 19. Jh.s. Der produktivste dieser Schreiber traditioneller Sagas in Island überhaupt, Magnús Jónsson (1835–1922), legte beispielsweise zwischen 1855 und 1905 eine Sammlung von 20, teilweise mehrmals abgeschriebenen Quarto-Bänden von je 800 Seiten an.

Eine ausführliche Lebensbeschreibung des armen, gelehrten Landpfarrers Jón Hjaltalín illustriert dessen literarischen Horizont. Hjaltalín verfaßte nicht nur Sagas, er war auch ein äußerst beliebter Psalmendichter (zu seinen Lebzeiten wurden von ihm lediglich die Beiträge zum Liederbuch der isländischen Kirche gedruckt), ein fleißiger Übersetzer zeitgenössischer Autoren wie Fielding, Voltaire oder Holberg und betrieb literaturgeschichtliche Studien.

Im zentralen Kapitel IV analysiert der Verfasser die „underlying structure“ (133) der Texte, indem er sich einer Reihe klassischer Ansätze der Erzählforschung – Axel Olriks ‚Epische Gesetze der Volksliteratur‘, Jan de Vries ‚Heldenbiographie‘, Vladimir Propps ‚Morphologie des Zaubermärchens‘, Milman Parrys und Albert B. Lords ‚Oral-formulaic theory‘ – bedient. Driscoll ist besonders an der „middle-level structure“ (156) der Erzählungen interessiert. Diese mittlere Erzählebene untersucht er am Beispiel zweier typischer Szenen (Schenker-Sequenz, Schlachtenschilderungen). Er illustriert die poetologische Struktur dieser Schemaliteratur mit dem häufig verwendeten Bild des Kaleido-

skops: Keine der Sagas ist original, jede von ihnen allerdings einzigartig; ihre Zusammensetzung ist keineswegs zufällig, das zugrundeliegende Muster erlaubt jedoch eine große Zahl von Variationen (cf. 190). Ein nächster wichtiger Abschnitt befaßt sich mit der Formelsprache der Texte, bei denen es sich nicht um mündliche, sondern um in einer Schriftgesellschaft schriftlich entstandene und aural rezipierte Literatur handelt (cf. 191). Driscoll kann hier sehr schön zeigen, wie die Verwendung hochgradig traditioneller Formeln dazu führte, daß die mittlere Erzählebene in der schriftlichen Transmission weitgehend unverändert blieb. Auf der anderen Seite entspricht kaum ein Satz eines Textes genau einem Satz in einer anderen Abschrift, so daß keine zwei Sagatexte identisch sind. Einmal geschrieben, entwickelten die Texte dieser Sagas ein Eigenleben (cf. 204). Ein gewisses Maß an „recomposition“ fand im Verlauf der handschriftlichen Überlieferung im Hinblick auf die Vorlesung in der Abendwache statt, wenn es auch keine Anzeichen für „extensive improvisation“ gibt. Eines der Hauptresultate seiner Untersuchung formuliert Driscoll wie folgt: Die isländischen *lygisögur* „were, or could be, re-written each time they were copied“, und sie „were, or could be, recomposed each time they were read aloud or retold from memory“ (206).

Nachdem das 4. Kapitel u. a. die Gemeinsamkeiten in den narrativen Strukturen herausgearbeitet hat, ist das Kapitel V (*The old and the new: Antiquarianism and Enlightenment in the sagas of Jón Hjaltalín*, 207–239) inhaltlichen Analysen gewidmet, die die individuellen Merkmale der einzelnen Sagas hervorheben. Driscoll zeigt, wie sich Jón Hjaltalíns Erzählungen an eine „unbroken tradition dating from the middle ages“ (212) anschließen, wobei von einer allgemeinen Vertrautheit mit der alten Literatur eher als von direkter Entlehnung einzelner Motive auszugehen ist. Neben dieser Rückwärtsorientierung sind die Sagas aber auch zeitgenössisch bestimmt. Sie partizipieren an zahlreichen Religions- und Sozialdiskursen des 18. und beginnenden 19. Jh.s, was sie nach Driscolls Auffassung den frühen bürgerlichen Romanen zur Seite stellt (cf. 238 sq.).

Die Stärken von Driscolls Untersuchung liegen weniger in der theoretischen Durchdringung des Problems als vielmehr in der innovativen Arbeit an einem bisher weitgehend unbekanntem und unbeschriebenen Korpus. Hierin ist die Arbeit über ‚Evas ungewaschene Kinder‘ durchaus als Pionierleistung zu bezeichnen. Driscolls Resultate haben weitreichende Konsequenzen für die skandinavistische Mediävistik, indem seine Darstellung das Funktionieren zeitlicher, literarischer Transmission konkret und materialnah analysiert. Sie sind daneben auch von Bedeutung für jene Bereiche der historischen Erzählforschung, die an der populären Literatur und Schreibkultur der Vormoderne interessiert sind.

Zürich

Jürg Glauser

Ehmke, Franziska/Reese, Heinz-Dieter (Hrsg.): Von Helden, Mönchen und schönen Frauen. Die Welt des japanischen Heike-Epos. Köln u. a.: Böhlau Verlag 2000. 188 p.

Der vorliegende Band enthält sechs Beiträge von verschiedenen Autoren zu unterschiedlichen Aspekten des Heike-Epos mit einem Anhang von fünf repräsentativen Episoden aus dem Heike-Epos, die im Original mit gegenübergestellter Übersetzung herausgegeben werden. Wie die Herausgeber im Vorwort erwähnen, ist dieser Band aus einer gemeinsamen Veranstaltung des Japanischen Kulturinstituts Köln und des Japanologischen Seminars der Universität Köln sowie einem Workshop der biwa-Rezitorin Ueda Junko in Zusammenarbeit mit dem Musikwissenschaftlichen Seminar der Universität Köln hervorgegangen.

Bei dem Heike-Epos (jap. *Heikemonogatari*) handelt es sich literatur- wie wirkungsgeschichtlich um eines der bedeutendsten Werke der japanischen Literatur, das in einer gelungenen Gesamtübersetzung von Helen C. McCullough (*The Tale of the Heike*. Stanford 1988) sowie anderen früheren englischen und französischen Übersetzungen dem nicht japanologisch vorgebildeten Leser zugänglich geworden ist. Die deutschsprachige Japanologie hat sich diesem Werk kaum zugewandt. Um so begrüßenswerter ist der Versuch der Herausgeber, das Heike-Epos auch einem breiteren ‚japaninteressierten Leser/innenkreis‘ zur Kenntnis zu bringen, wie die Herausgeber im Vorwort bemerken.

Das *Heikemonogatari* gehört in die Gattung der japanischen Kriegsepen. Ihm wird – wie eigene Erfahrung im Unterricht gezeigt hat – von den heutigen Studierenden mit voreingenommener Skepsis begegnet, die erst später erkennen, daß das Werk durchaus nicht nur die kriegerischen Auseinandersetzungen zu Ende des 12. Jh.s schildert. Insofern ist der hier zuerst etwas reißerisch wirkende Titel *Von Helden, Mönchen und schönen Frauen* geschickt gewählt, um manche Vorurteile abzubauen.

Ein Teil der zahlreichen Textvarianten des *Heikemonogatari* ist aus dem mündlichen rezitatorischen Vortrag zur biwa, einem lautenähnlichen Saiteninstrument, entstanden. Diesem Aspekt wird in dem vorliegenden Band insofern ausführlich Rechnung getragen, als sich drei Beiträge mit der musikalischen Seite musikwissenschaftlich und vortragsgeschichtlich auseinandersetzen. So Ingrid Fritsch: „Lautenspiel und Kriegsgesang – Zur Geschichte der biwa-Rezitation in Japan“, H.-D. Reese: „Zur musikalischen Gestaltung der Rezitation des Heike-Epos“ und Ueda Junko: „Die Musik für satsumabiwa im Stile von Tsuruta Kinshi“, wobei es zu Wiederholungen kommt, was redaktionell vielleicht hätte vermieden werden können.

Den ersten Beitrag des vorliegenden Bandes bildet eine literarhistorische und inhaltbezogene Einführung in das *Heikemonogatari*, die dem Leser als erstes zur Lektüre empfohlen wird. Der Titel dieses Beitrags von Roland Schneider: „Pinsel, Schwert und Mönchsgewand: Das Heike monogatari als literarisches

Werk“ läßt den Leser ahnen, daß auch der religiöse Tenor, der die verschiedenen Episoden sozialprogrammatisch zusammenbindet, von Bedeutung für das *Heikemonogatari* ist. Somit ist der daran anschließende Beitrag von Jörg Quenzer: „Vergänglichkeit und Karma – Zum buddhistischen Hintergrund des Heike-Epos“ als buddhologische Einführung zu begrüßen. Auf die sich daran anreihenden oben erwähnten drei Beiträge zum musikalischen Aspekt folgt ein Versuch von Franziska Ehmke, die wirkungsgeschichtliche Bedeutung des *Heikemonogatari* auf Literatur (Dramen), Kunst (Malerei, Holzschnitt) und Kunsthandwerk bis in die Neuzeit aufzuzeigen und auf die historisch und geistesgeschichtlich bedingte unterschiedliche Rezeption einzugehen. Zwar sind dem Band dankenswerterweise fünf Farbtafeln und 25 Abbildungen in schwarzweiß beigelegt, doch würde man sich für den Beitrag von Ehmke mehr Abbildungen wünschen, denn die sprachliche Beschreibung eines Bildes oder kunsthandwerklichen Gegenstandes kann bekanntlich den visuellen Eindruck nicht ersetzen. Verweise auf themenbezogene Abbildungen im vorliegenden Band sind zwar gegeben, ersetzen aber nicht einen Blick auf das besprochene Kunstwerk. Alle Beiträge sind mit Anmerkungen und Literaturangaben versehen.

Als Anhang enthält dieser Band neben den erwähnten fünf Episoden (Yokobue, Nasu no Yoichi, Atsumori, Dan-no-ura, Yoshitsune) eine Zeittafel, Glossar und Register. Reese gibt zu jeder einzelnen Episode eine Einführung nebst Angabe der CD-Titel und Herstellerangaben, so daß derjenige, der sich auch einen akustischen Eindruck verschaffen möchte, dazu in die Lage versetzt wird. Die Texte dieser Episoden weichen mehr oder weniger stark von der Lesevariante ab, worauf Reese jedoch hinweist. Das besprochene Buch ist also mehr eine Einführung in die Rezitationsvorlage als in die Leseversion des *Heikemonogatari*.

Göttingen

Claus M. Fischer

Franz, Kurt/Kahn, Walter (Hrsg.): Märchen – Kinder – Medien. Beiträge zur medialen Adaption von Märchen und zum didaktischen Umgang (Schriftenreihe der Deutschen Akademie für Kinder- und Jugendliteratur Volkach e. V. 25). Hohengehren: Schneider 2000. IV, 217 p., Tabellen im Text

Die Ausstrahlung der Zeichentrickfilmserie *SimsalaGrimm* löste in den letzten Jahren eine heftige Kontroverse über die Art der medialen Adaption von Märchen aus. Zur Klärung der divergenten Standpunkte sollte das Symposium „Märchen in modernen Medien“ beitragen. Dieses fand im Mai 2000 in der Deutschen Akademie für Kinder- und Jugendliteratur in Volkach statt, finanziert durch die Märchen-Stiftung Walter Kahn. Auf den dortigen Referaten basiert dieser Sammelband, der 15 Beiträge und eine Dokumentation der Ab-

schlußdiskussion enthält. Als Mitherausgeber verdeutlicht Kurt Franz vorab, daß das heutige Märchen „nicht zuletzt auch durch mediale Vermittlung“ (p. 1) lebt, und regt deshalb eine offene Auseinandersetzung mit dem Problem der medialen Adaption von Märchen an. Ziel des Symposiums sei es gewesen, so Walter Kahn, „herauszufinden, ob und wie sich Märchen in den modernen Medien ohne großen Verlust ihrer Wirkung adaptieren lassen“ (5).

Den Anfang macht ein allgemeiner Beitrag von Heinz-Albert Heindrichs, der das Erzählen von Märchen als „eine Urform synästhetischen Erlebens“ ansieht, das „zugleich das Sehen von Bildern“ (7) evoziere. Helga Zitzlsperger befürchtet, daß durch kommerzielle Märchenproduktionen eine „Traditionskette mündlichen und schriftlichen Erzählens“ (16) abbreche, und folgert aus der Hirnentwicklung, daß es Kindern im Vorschulalter nicht gelingt, „Filme als Gesamthandlung zu überschauen“ (19). Ingrid Bergmann thematisiert die Bedeutung der Märchen „für die Entwicklung ethischer Werte beim Kinde“, und Brigitta Schieder die „Märchenarbeit aus dem Blickwinkel von Logotherapie und Existenzanalyse“.

Vom Ideal des mündlichen Erzählens beseelt, bescheinigt Linde Knoch Film und Fernsehen, daß sie „noch nicht die Form gefunden haben, die den Märchen entspricht“ (65 sq.). Dagegen macht Christoph Schmitt deutlich, wie in der Diskussion um filmische Märchenbearbeitungen die meisten Einwände in stereotyper Weise wiederkehren. Das gilt etwa für die kurzschlüssige Behauptung, Visualisierung führe zu Phantasieuntätigkeit. Gattungskriterien, die am wortsprachlichen Textsystem entwickelt worden sind, können nicht einfach dem filmischen Textsystem oktroyiert werden. Da Märchen „nur in der medialen Adaption überleben können“, plädiert Horst Heidtmann dafür, „neue Formen der ästhetischen Aneignung in den neuen Medien zu fördern“ (95 sq.). Ein großes Problem bestehe jedoch im „Verlust ästhetischer, poetischer, emotionaler Qualitäten in allen Künsten“ (96).

Lutz Röhrich, der bei *SimsalaGrimm* durch die Einführung der beiden Serienfiguren Yoyo und Doc Croc die eigentlichen Märchenfiguren entmündigt sieht und den Verlust der vertrauten Märchensprache beklagt, gelangt zur Einschätzung: „Grundsätzlich denke ich, sollten wir uns keine übertriebenen Sorgen machen. Die *Kinder- und Hausmärchen* der Brüder sind so starkes Urgestein, daß sie auch *SimsalaGrimm* überdauern werden.“ (107). Der Vergleich, den Helmut Fischer zwischen der Filmfassung von „Der Wolf und die sieben jungen Geißlein“ und der Ausgabe von Grimms Märchen von 1857 anstellt, ergibt, daß das überlieferte Erziehungsmodell und die Werte im Kern erhalten geblieben sind. Joachim Giera hält die aktuelle Diskussion in mancherlei Hinsicht für überflüssig, fordert jedoch eine verstärkte Diskussion der Verantwortung im Umgang mit den Märchen. Daraufhin unterzieht Christoph Schmitt, unter Mitarbeit von Dörthe Kriedemann und Conny Schmidt, die „weltmarkterobernde“ Trickfilmserie einer sachkundigen Analyse. Demnach entsprechen die Märchenfiguren den üblichen Klischeevorstellungen, neu dagegen ist das dem europäischen Märchen fremde Prinzip des Serienhelden.

Den Anfang der empirischen Studien macht Karin Richters grundlegender Beitrag über „Märchenrezeption unter gewandelten gesellschaftlichen und medialen Bedingungen“. Eine 1999 in Thüringen durchgeführte Studie mit nahezu 1000 Schulkindern der ersten bis fünften Klasse zeigt ein insgesamt deutlich stärkeres Interesse an Büchern, als am Fernsehen. Das Interesse an Märchen, das nicht mehr so deutlich ausgeprägt ist, läßt ab der vierten Klasse nach, auch wenn sich eine Vorliebe für dieses Genre bis zur fünften Klasse hält. Zu *SimsalaGrimm* legt Suse Weisse eine zusammen mit Kristin Wardetzky konzipierte Rezeptionsstudie bei 196 Berliner Zweitklässlern vor. Allerdings erlaubt die methodisch problematische, für das mündliche Erzählen voreingenommene Studie schon aufgrund der zu geringen Fallzahl keine signifikanten Aussagen. Dennoch versucht Wardetzky auf dieser Basis z. B. die Hypothese abzuschließen, daß durch den Trickfilm die Entwicklung der Erzählkompetenz von Kindern behindert werde. In einer kleinen Studie zur Wirkung von *SimsalaGrimm* bei Schülern der vierten Klasse gelangt Helge Weinrebe zum Eindruck, „daß dieses Medium Kinder im Grundschulalter dort abholt, wo sie gerade sind“ (177), aber nicht weiter fordert.

Abgerundet wird der Sammelband durch eine Dokumentation der Volkacher Abschlußdiskussion unter der Gesprächsleitung von Kurt Franz, an der von seiten der Produzenten von *SimsalaGrimm* André Sikojev beteiligt war. Sikojev lieferte zunächst eine Reihe von Hintergrundinformationen (u. a., daß der ‚Zwergensong‘ in *Schneewittchen* eigens von Pink Floyd komponiert worden ist), legte die ökonomischen Rahmenbedingungen und die pädagogischen Zielsetzungen dar. Gegen den Impetus der Produzenten, „die Grimm-Märchen wieder populär zu machen“ (187), wurde eingewandt, daß eine Trickfilmserie entstanden sei, die den einzelnen Märchen keinen individuellen Stellenwert einräumt. Bemängelt wurde weiter die modernisierte Sprache, der hektische Rhythmus und die Stereotypisierung der gezeichneten Märchenfiguren. Trotzdem sah Sikojev mit *SimsalaGrimm* im deutschen Kinderfernsehen eine wichtige Trendwende geschafft, sowohl bezüglich der Abkehr von Gewalt als auch in der Hinwendung zur europäischen Kultur. Sikojev versprach, einzelne Kritikpunkte bei künftigen Produktionen zu berücksichtigen, und zeigte Interesse an weiteren gemeinsamen Gesprächen.

Ein Verdienst des sorgfältig edierten Sammelbandes besteht darin, daß er den gedanklichen Austausch zwischen den Vertretern divergenter Interessengruppen zum Thema Märchen und ihrer medialen Adaption fördert. Vielleicht sollten engagierte Märchenfreunde einmal einen wohldotierten Preis für eine ihrer Ansicht nach gekonnte filmische Märchenadaption ausloben.

Regensburg

Daniel Drascek

Die Geschichten vom Ba'al Schem Tov. Schivche ha-Bescht. Herausgegeben, übersetzt und kommentiert von Karl E. Grözinger. Unter Mitarbeit von Ruth Berger, Uli Faber, Veronika Lipphardt und Sigrid Senkbeil, sowie mit einem Beitrag von Rachel Elinor. Teil I: Hebräisch mit deutscher Übersetzung. Teil II: Jiddisch mit deutscher Übersetzung (Jüdische Kultur. Studien zur Geistesgeschichte, Religion und Literatur 2). Wiesbaden: Harrassowitz Verlag 1994. LXIV, 283; XII, 198 p. (Seitenzählung mit hebräischen und arabischen Zahlen).

Der Hasidismus hat seit dem 18. Jh. nicht nur die Kultur und Religiosität des osteuropäischen Judentums, sondern seit dem 19. Jh. auch die Vorstellung des Westens von der Eigenart des Ostjudentums nachhaltig geprägt. Bilder vom Shtetl und von Wunderrabbis, von Armut und mystisch-religiöser Fröhlichkeit entstanden. Literaten wie Jizchok Lejb Perez (1851–1915) oder der Ethnograph und Schriftsteller Shlomo An-Ski (Shlomo Sanwel Rapoport, 1863–1920) zeichneten die hasidische Welt liebevoll nach; An-Skis 1919 in Wilna vollendetes Schauspiel *Der Dibbu* setzte sich mit der Mystik der Hasidim auseinander, wurde verfilmt und auch übersetzt, eroberte sogar die deutschen Bühnen vor 1933 und gilt heute als eines der bedeutendsten und von seiner Aufführungsgeschichte her legendären Werke des jüdischen Theaters. Wir scheinen also mit der Welt des Hasidismus und seiner bedeutendsten Gestalt, Rabbi Israel ben Elieser, genannt Ba'al Schem Tov („Bescht“) bestens vertraut zu sein und verlassen uns auf das zweibändige Standardwerk *Geschichte des Chassidismus* (Nachdruck Jerusalem 1969) des prominenten Historikers Simon Dubnow sowie auf Martin Bubers Übersetzung der *Schivche haBescht*, die 1949 unter dem Titel *Die Erzählungen der Chassidim* in Zürich erschien. Beschränken sich daher die von Karl E. Grözinger erneut herausgegebenen, aus dem Hebräischen und Jiddischen übersetzten und kommentierten *Geschichten vom Ba'al Schem Tov* auf eine akademische Fleißarbeit für den kleinen Kreis von Spezialisten?

Vorweg: Nach der Lektüre der einleitenden Beiträge Grözingers und Rachel Eliors („Der Ba'al Schem Tov zwischen Magie und Mystik“) sowie der aus dem Hebräischen und Jiddischen übersetzten Texte kann man die Übersichtsdarstellung Dubnows im Bücherregal getrost an eine weniger exponierte Stelle rücken und die Übersetzung Bubers aus der Abteilung für ‚ostjüdische Folklore‘ entfernen und sie wieder mit den anderen Büchern von und über Buber vereinigen; denn Grözingers Edition der Ba'al Schem Tov'schen Geschichten erweist Bubers Version als eine sehr persönliche Annäherung an den Hasidismus und als subjektiven Schlüssel zum Denken und zur Philosophie Bubers, nicht jedoch als philologisch korrekte Übersetzung. Allerdings sind die beiden Bände auch für andere Überraschungen gut. Rabbi Israel ben Elieser, dessen Geburtsjahr man bis heute nicht exakt bestimmen kann, ist untrennbar mit dem Beginn des osteuropäischen Hasidismus verknüpft, und dennoch bleibt die erste Hälfte seines Lebens im Dunkeln; irgendwann zwischen 1690 und

1702 wurde er in Okup in den Karpaten geboren. Besser informiert sind wir über die zweite Lebenshälfte bis zu seinem Tod 1760, die er als angesehener Kabbalist in Miedzyborz verbrachte. Die Öffnung der Archive in Osteuropa erbrachte neue Erkenntnisse; so läßt sich aus der Grundsteuerliste der Stadt Miedzyborz, die durch ihn berühmt werden sollte, für die Jahre zwischen 1739 und 1760 erschließen, daß er tatsächlich in einem Haus nahe der Synagoge als steuerfreier Liegenschaft lebte und hohes Ansehen genoß; denn 1760 taucht er im Grundsteuerregister sogar als ‚Balsam Doktor‘ (‚der Ba’al Schem, der Doktor‘) auf, der „kostenlos“ (liber) im Haus wohne.

Dessen ungeachtet bleiben die *Schivche ha-Bescht*, bleibt die ‚Legende vom Ba’al Schem Tov‘, die Hauptquelle für diese Schlüsselfigur des Hasidismus. Die Texte liegen in einer hebräischen (1814) und einer jiddischen Version (1815) vor, welche die Erzählungen über den Bescht als hagiographische Vita zusammenfassen. Sie waren populär, ‚Volkserzählungen‘ mithin, und beschränkten sich nicht nur auf hasidische Motive, sondern griffen auch auf mittelalterliche und frühneuzeitliche Quellen, etwa auf das jüdischdeutsche *Ma’ase Bukh*, zurück. Wenige Jahrzehnte nach den Erstdrucken von 1814 und 1815 aber sollte eine Flut von Drucken mit populärem jiddischen Erzählgut den Buchmarkt überschwemmen – Ausdruck nicht nur für die Erzählfreudigkeit des Hasidismus, sondern auch und vor allem für seine Einschätzung der Erzählung als Medium religiöser Erbauung, das alle jüdischen Sozialschichten erreichte. Der osteuropäische Hasidismus repräsentierte Volksreligion, und die Erzählung war Teil der Kommunikation.

Die hebräische und die jiddische Fassung der *Geschichten vom Ba’al Schem Tov* weichen teilweise voneinander ab, die jiddische Fassung wendet sich an einen anderen Leserkreis, formuliert andere Interessen, eigene Schwerpunkte und auch eine von der hebräischen Version teilweise abweichende Bewertung der Geschehnisse. Thematische Schwerpunkte lassen sich erkennen: die Auseinandersetzung mit der sozialen Umwelt, die Lebensstrategien und die Sicherung des Auskommens meist mittels übernatürlicher Hilfsmittel, dann Erzählungen über die spirituelle Diesseitsbewältigung, ferner die Darstellung religiöser Normen in der Spannweite von Tugend und Laster, von Belohnung und Bestrafung, Geschichten vom Heiligen in der Welt und schließlich biographisch-chronistische Erzählungen. Hilfreich ist die Konkordanz der hebräischen und jiddischen Fassung im 2. Band (p. VII–XII) – Erzählforscher mögen sich vielleicht zusätzlich wünschen, daß Grözinger und seine MitarbeiterInnen die Erzähltypen und -motive klassifiziert hätten. Doch der dadurch ermöglichte schnelle Zugriff auf eine Erzähleinheit würde dem Benutzer die eigentümliche Faszination der Geschichten vorenthalten; denn die Virtuosität ostjüdischer Erzählkunst erschließt sich nicht durch die Hektik des Sammelns von Belegen, sondern zieht den Leser magisch in ihren Bann und in die Welt des Ba’al Schem Tov und des Hasidismus. Man begibt sich auf eine Reise, welche die Zeit vergessen läßt – wann sind wissenschaftliche Veröffentlichungen belehrend und spannend zugleich? Hat man die beiden Bände aus der Hand ge-

legt, versteht man die Wucht und die Popularität der ostjüdischen Erzählkultur auch ohne narrativistische Theorien über Erzähltechniken und -systeme. Man beginnt zu ahnen, in welchem Maß zu Beginn des 20. Jh.s Übersetzungen populärer jiddischer Literatur etwa durch Alexander Eliasberg das bourgeois-assimilierte Judentum der westeuropäischen Metropolen zu faszinieren begannen und dadurch einen wichtigen Beitrag zur Integration der im Zuge der spätzaristischen Pogrome aus Osteuropa vertriebenen Juden leisteten.

Die Übersetzung ist sorgfältig und nimmt dennoch, gerade bei der Übertragung des Jiddischen, Rücksicht auf konventionelle Sprach- und Lesegewohnheiten; der Charme der jiddischen Sprache entzieht sich der deutschen Sprache. Binjamin Wolf Segel (pseudonym: Schiffer, 1866–1931), Mitarbeiter an Ignaz Bernsteins (1836–1909) *Yidishe shprikhverter un rednsarten/Jüdische Sprichwörter und Redensarten* (Warschau ²1908), konstatierte lapidar mit Blick auf die Renaissance des Jiddischen in Westeuropa, daß dieses Idiom schlichtweg unübersetzbar sei. Grözingen aber ist in mehrfacher Hinsicht für diese Edition zu danken: Er erschließt mit den *Geschichten vom Ba'al Schem Tov* eine der bedeutendsten Sammlungen ostjüdischer Volkserzählungen neu, er liefert damit auch einen wichtigen Beitrag zur Frühgeschichte des Hasidismus im 18. Jh. und schließlich einen kompetenten Zugang zur geistigen Struktur dieser bis heute lebendigen Bewegung.

Würzburg

Christoph Daxelmüller

Jason, Heda: *Motif, Type and Genre. A Manual for the Compilation of Indices & A Bibliography of Indices and Indexing* (FF Communications 273). Helsinki: Academia Scientiarum Fennica 2000. 279 p.

Seit dem frühen 20. Jh. sind zahlreiche Typen- und/oder Motivkataloge zur Volkserzählung sowie zu anderen, zumeist populären Gattungen verfaßt und größtenteils auch veröffentlicht worden, fast immer beschränkt auf bestimmte geographische, ethnische oder sprachliche Einheiten und/oder auch auf gewisse literarische oder mündliche Kategorien. Im allgemeinen folgen diese Verzeichnisse seit dem AaTh-Katalog (1910/²1927/³1961) den Prinzipien der historisch-geographischen Methode, allerdings nicht immer und auch nicht immer konsequent. Wenn auch das Katalogisieren in der heutigen Erzählforschung nicht mehr so vorrangig ist wie es war, so werden noch immer neue Projekte angefangen und bleiben Kataloge wichtige, unentbehrliche Hilfsmittel für viele Teilgebiete der Erzählforschung. Dabei spricht es für sich, daß es überaus wichtig ist, daß die erstellten Verzeichnisse dieselben Methoden verwenden und gleichermaßen strukturiert sind. Dies ist leider nicht immer der Fall. Um dieses für zukünftige Katalogarbeiten anzuregen, gibt Heda Jason, die unter anderem Kataloge zur jüdischen (und indischen) Volkserzählung sowie zahlreiche theoretische Arbeiten zu den ethno-poetischen Gattungen vorgelegt hat,

im 1. Teil ihres Buches einen gründlichen Leitfaden zur Anfertigung von Typen-, Motiv- und Genrekatalogen. Den Ausgangspunkt für letztere Gruppe bilden ihre eigenen Arbeiten, für die zweite ist der *Motif Index* Stith Thompsons grundlegend, für die erste die 2. Revision (1961) von *The Types of the Folktale* (AaTh). Es wirkt etwas paradox, daß Jason (aus guten Gründen) letzteres Werk ständig kritisiert, es aber doch auch (aus genauso guten, praktischen Gründen – eben weil es als Standard akzeptiert ist) immer wieder verteidigen und als Vorbild verwenden muß.

Schrittweise führt die Autorin künftige Ersteller von Katalogen, die sie in Sachen Erzählforschung etwas naiv für völlig unwissend hält, den mit Fußangeln versehenen Weg entlang, den sie gehen müssen, um spezifische Korpora von Texten so zu analysieren, kodifizieren und präsentieren, daß diese für interkulturelle vergleichende Zwecke zugänglich werden. Streng methodisch führt sie von den Grundkonzepten (Erzähltyp, Erzählmotiv) über die Praxis und die „sample analysis“ bis zu den notwendigen Registern und Anhängen, wenn auch nicht immer konsequent. So wird z. B. erst p. 79 sqq. erörtert, was die Numerierungsprinzipien bei AaTh sind, lange nachdem die Leser schon öfter mit solchen Nummern konfrontiert worden sind. In Kap. 5.4.4. plädiert Jason dafür, daß Texte, die einen bestimmten AaTh-Typ auch nur etwas variieren, in neuen Katalogen nicht unter der diesem Typ zugewiesenen Nummer beschrieben werden (ihrer Meinung nach darf man die Inhaltsanalyse bei AaTh nicht ändern), sondern eine neue Nummer bekommen. Dieser Vorschlag ist zu kritisieren, weil er den Wildwuchs an Typennummern, an dem schon jetzt mancher Katalog leidet, noch zu vergrößern droht. Gerade für komparatistische Zwecke ist es von größter Bedeutung, daß die regionale Variabilität bzw. das ökotypisch Eigene eines Erzähltyps unter der eigentlichen AaTh-Nummer dokumentiert wird. Nur deutlich Abweichendes, das sich durch mehrere, möglichst auch in Zeit und Raum gestreute Belege dokumentieren läßt, sollte m. E. als neuer Haupt- oder Subtyp eingeführt werden. Zu diskutieren wären z. B. auch Jasons Definitionen von ‚high‘ und ‚folk‘, ‚written‘ und ‚oral literature‘ (18–20). Auf den ersten Blick gibt es gegen diese Definitionen wenig einzuwenden, sie führen jedoch später im Buch dazu, daß z. B. mittelalterliche Exempel als ‚high‘, gleichzeitig entstandene Fabeln und Artusromane dagegen als ‚folk‘ ausgewiesen werden, und Kataloge, die neben Texten aus der mündlichen Überlieferung auch Schriftliches dokumentieren, als ‚oral‘.

Der ideale Katalog, wie Jason ihn sehen möchte, ist für individuelle Forscher aus Kosten-, Raum-, Arbeitseinsatz- oder Zeitgründen kaum zu bewältigen. Dadurch wirkt ihr wohlmeinender Leitfaden möglicherweise eher abschreckend als inspirierend. Dennoch kann man bei Jason Vieles und Nützliches lernen und finden. Gerne hätte ich selbst, als ich vor 20 Jahren an meinem friesischen Märchenkatalog (1984) arbeitete, ein Buch wie dieses zur Hand gehabt. Da jedoch die große Ära der Katalogprojekte wohl vorbei ist und man nicht mehr erwarten darf, daß zahlreiche neue Katalogisierungsprojekte der mündlichen Überlieferung begonnen werden, kommt Jasons Leitfaden gewissermaßen

ßen zu spät. Für Studenten und nicht volkskundlich geschulte Benutzer von AaTh und anderen Katalogen bietet Jasons Buch einen raschen und kompetenten Einstieg in Aufbau, Problematik und Möglichkeiten dieser Arbeitsinstrumente. In gewisser Hinsicht kommt das Buch jedoch auch etwas zu früh. Besser wäre es gewesen, hätte Jason die dritte Überarbeitung des AaTh-Kataloges, die derzeit an der Arbeitsstelle „Enzyklopädie des Märchens“ in Göttingen im Rahmen eines von Hans-Jörg Uther geleiteten DFG-Projekts durchgeführt wird, als zukünftiges ‚Leitbuch‘ abgewartet.

Der 2. Hauptteil des Buches umfaßt eine minimal annotierte Liste von 339 Typen-, Motiv- oder Gattungsindices sowie von Publikationen, die die Autorin als „non-standard“ Indizes bezeichnet, die jedoch eine wichtige Hilfe bei auf Typen etc. orientierten Untersuchungen sein können. Letztere Gruppe ist allerdings nur klein, ungefähr 15 Titel, und offenbar arbiträr. Daß die *Anmerkungen zu den Kinder- u. Hausmärchen* von Bolte-Polívka (num. 1) und Victor Chauvins *Bibliographie des ouvrages arabes* (num. 285) erwähnt werden, wundert nicht; weshalb aber wichtige, gut strukturierte und annotierte schwedische (num. 36, 37), sorbische (num. 122) oder jüdische (num. 292, 294) Textausgaben hier aufgeführt sind und zahlreiche andere, die dieselben Qualitäten aufweisen, nicht, wird nicht deutlich. Ca. 70 Titel sind Balladen-, Epik-, Lied-, Sprichwort-, Rätsel- oder Zauberspruch-Indices; es bleiben also etwa 265 Publikationen, die von Jason als Verzeichnisse (auch) zur erzählenden Prosa gerechnet werden. Allerdings sind die aufgelisteten Rezensionen von zumeist osteuropäischen Textausgaben, in denen die Erzählungen von den Besprechern typisiert werden (num. 234, 236, 253, 254, 259, 260, 264, 265, 266, 267, 275, 279, 316, 317), sicherlich keine Indexe, wie auch num. 283 und 284 nicht, die, sei es auch nach Gattungen, Übersichten zur sumerischen und akkadischen bzw. hethitischen Literatur darbieten. Auch hier wird nicht deutlich, weshalb gerade diese Titel erwähnt sind, zahllose vergleichbare andere dagegen nicht. Und so gibt es einiges mehr, hinter das man Fragezeichen setzen kann.

Anders als es David S. Azzolina in seinem unbefriedigenden *Tale Type- and Motif-Indexes. An Annotated Bibliography* (New York/London 1987; cf. die scharfe Rezension von H.-J. Uther in *Journal of American Folklore* 102 [1989] 479–484) getan hat, präsentiert Jason ihre Liste nicht alphabetisch nach Autoren, sondern, der erprobten historisch-geographischen Methode folgend, ethnisch-sprachlich-kulturräumlich geordnet. Jeder Katalog hat eine Nummer und eine Sigle, und – was sehr zu begrüßen ist – jeder nicht-englische Titel ist übersetzt worden. Falls erforderlich, sind Querverbindungen gelegt, und werden kurze zusätzliche, zumeist bibliographische Daten gegeben. Alle Kataloge werden durch fünf Stichworte charakterisiert: Gattung, Zeit, Art des Index (AaTh und/oder Mot. oder eigenes System), Medium (oral oder literarisch) und Status („folk“ oder „high“). Hier hätten zukünftige Benutzer gerne weitere Informationen gefunden. Da es oft nicht leicht ist, die angeführten Kataloge zu erhalten, ist es überaus wichtig zu wissen, inwieweit sie nützlich oder brauchbar sind. Z. B. würde man gerne erfahren, ob und wie in den jeweiligen Werken

ausführlich Typen und Varianten beschrieben und analysiert worden sind, ob regionale Besonderheiten erwähnt werden, ob die Varianten gezählt, datiert und chronologisch und/oder geographisch präsentiert werden, ob Kontaminationen vermerkt und Querverbindungen nachgewiesen werden, ob es Literaturangaben und Daten gibt über Quellen, Sammler und Erzähler, sowie Register dazu; ob die Herausgeber, falls sie AaTh folgen, auch neue Typen beschrieben haben; ob sie, falls sie eigene Typen einführen, auch eine Konkordanz zu AaTh anfügen; ob literarische Varianten erwähnt sind; ob es, falls es sich um eine Veröffentlichung in einer weniger bekannten Sprache handelt, im EM-Archiv eine deutsche Übersetzung gibt, und wo eventuell wichtige Rezensionen erschienen sind. Das alles fehlt hier und schmälert den Wert von Jasons Buch beträchtlich, wengleich dieses weiter von einer Anzahl von Registern (Sprachen, Ethnien und Kulturräumen, Autoren, Siglen) erschlossen wird.

Jason hat nur zwei Drittel der angeführten Kataloge selbst einsehen können, ansonsten hat sie sich auf die Hilfe zahlreicher Kollegen und auf Literaturangaben verlassen müssen. Es ist bei einem so großen und schwierigen Projekt unvermeidlich, daß einiges übersehen wurde und sich Fehler eingeschlichen haben. So fehlt der *Type-Index and Motif-Index of the Roman de Renard* von Richard E. Smith (Uppsala 1980) und bietet J. G. von Hahn in seinen *Griechischen und albanesischen Märchen* (num. 3) nicht ‚Märchen- und Sagenformeln‘, sondern ‚Märchen- und Sagformeln‘, nicht im 2. Band, p. 45–61, sondern im ersten; zudem stimmt hier die Angabe ‚Age: Modern‘ nicht, weil von Hahn auch die hellenische und germanische Sage mit einbezieht. Wie erwähnt, nennt Jason manches, was kein Katalog ist, dagegen fehlt auch manches, was, vielleicht nicht ganz nach ihren Kriterien, wohl Katalog ist, oder als solcher verwendet werden kann und wird; zu nennen wäre etwa Wolfram Eberhards *Chinese Fables & Parables: A Catalogus* (Taipei 1974) und Ben Edwin Perrys „Analytical survey of Greek and Latin fables in the Aesopic tradition“ in seiner *Babrius and Phaedrus*-Edition (Cambridge/London 1965). Am gravierendsten ist wohl, daß Jasons Liste nicht auf dem aktuellen Stand ist. Einige wenige jüngere Nummern ausgenommen, sind keine seit Dezember 1992 erschienenen Indices aufgenommen. Sicherlich kann die Autorin nichts dafür, daß die Veröffentlichung des Buches so lange auf sich hat warten lassen, aber die Produktion wird doch nicht so viel Zeit beansprucht haben, daß kein Nachtrag mehr möglich gewesen wäre.

Was man ebenfalls vermißt, ist eine umfangreichere einführende und kritische Übersicht über Geschichte und Ergebnisse der Kodifizierung und Klassifizierung. Zwar findet man dazu in der umfangreichen Bibliographie „Classification problems“ (223–237, 284 Einträge) und in der Liste „References“ viele Titel, aber auch hier rächt sich wieder, daß das Buch bei weitem nicht aktuell ist. So wird der Benutzer, den die Autorin im Auge hat, der unwissende Anfänger, z. B. nicht auf das Themenheft zu „Types and motif indexes“ des *Journal of Folklore Research* (34 [1997], Heft 3, p. 177–292) und auf Heissig, W./Schott, R. (Hrsg.): *Die heutige Bedeutung oraler Traditionen. Ihre Archivierung, Publikationen und Index-Erschließung* (Opladen/Wiesbaden 1998) hingewie-

sen. Beides sind Publikationen mit wichtigen, aktuellen und grundlegenden Beiträgen, auf die weder Anfänger noch Spezialisten verzichten können.

Jasons Anleitung ist zweifelsohne eine große Leistung. Sie ist nützlich, praktisch und für Erzählforscher unentbehrlich. Hinsichtlich ihrer Schwächen können sich Benutzer damit trösten, daß Verbesserungen und Ergänzungen bei der *Enzyklopädie des Märchens* gespeichert werden, und mit dem Versprechen, daß in der *Fabula* alle 5–10 Jahre eine Liste von Corrigenda und Addenda erscheinen soll.

Groningen

Jurjen van der Kooi

Kosack, Godula: Die Mafa im Spiegel ihrer oralen Literatur. Eine Monographie aus der Sicht von Frauen. Köln: Köppe 2001. 854 p.

Das vorliegende Buch, 1997 als Habilitationsschrift in Marburg vorgelegt, ist ein wichtiger Beitrag zur afrikanistischen Erzählforschung. Die Ethnosoziologin Kosack verbrachte zwischen 1981 und 1997 insgesamt 28 Monate im Nordzipfel Kameruns südlich des Tschad-Sees unter den Mafa, einem ungefähr 200 000 Personen zählenden Bergvolk, das bis heute nur zu etwa 20 % islamisiert bzw. christianisiert ist. Die Mafa leben von Feldebau und Viehwirtschaft und kennen keine zentrale politische Gewalt, sondern als höchste Autorität die einzelnen Hausherrn. Die Autorin nahm unter ihnen 157 Geschichten von 25 Erzählerinnen und elf Erzählern auf, von denen die meisten in vollem Umfang im Buch verstreut wiedergegeben sind. Sie benutzte diese Geschichten als Ausgangspunkt für ihre Befragungen (219 Interviewte, hauptsächlich Frauen, mit Kurzbiographien im Anhang porträtiert), besprach einzelne Themen aus den Geschichten und bat um Stellungnahmen und um eigene Erfahrungen auf dem Gebiet. Die oft verblüffenden Aussagen ordnete sie nach den Abschnitten des Lebenslaufes einer Frau: Kindheit, Brautzeit, Ehe, Mutterschaft, Zeit nach dem Klimakterium, Tod; darüber hinaus stellt sie die Männerwelt aus Sicht der Frauen dar sowie die jenseitige Welt. Durch die häufigen wörtlichen Zitate (in deutscher Übersetzung) entsteht ein faszinierend lebendiges Bild, das desto mehr westliche, aber auch die meisten afrikanischen Leser erschüttert, weil es die Mafa-Frauen in einem heute kaum noch für möglich gehaltenen Abhängigkeitsverhältnis von den Männern schildert: Auf den Knien rutschend muß die Frau dem Mann einen Trunk Wasser reichen, kann von ihrem Vater einem sehr viel älteren Mann, der ihm auf dem Markt ein Bier spendierte, als Frau gegeben werden, hat kein Recht auf ihre Kinder.

Für die Erzählforschung ist der Band aus zwei Gründen wertvoll: Die Geschichten sind unter einer Volksgruppe aufgenommen, in der das Erzählen noch gang und gäbe ist. Das wirkt sich in einer sicheren Strukturierung der Texte aus und einem langen Atem beim Vortrag, wobei trotzdem die Gesetze des mündlichen Gestaltens eingehalten werden: keine Abweichung vom roten

Faden oder Ausmalen von Nebensächlichkeiten, sondern lebendige Dialogszenen. Die Übersetzung ist flüssig, Satz für Satz, und bleibt trotzdem afrikanisch. Zum zweiten besteht hier die seltene Möglichkeit, zu erfahren, wie die Menschen, die diese Traditionen pflegen, über die Geschichten denken und das Geschehen beurteilen. Das Buch ist darum durchaus auch ein allgemeines Nachschlagewerk für die Erzählforschung, etwa um zu erkunden, wie einzelne Themen aus den Geschichten angesehen werden – wie etwa Frauen, die selber in Mehrehe leben, diese empfinden, oder das allgemeine Thema der zwiespältigen alten Frau.

Der Ansatz der Befragung, der eigene Erfahrungen zu einem bestimmten Sujet anpeilt, hat natürlich gewisse Nachteile für die Erzählforschung. Dadurch wird gleich der Schwerpunkt auf die Alltagswelt gelegt und der Zugang zur Märchenwelt blockiert. Die Autorin betont, daß die Mafa-Frauen die Geschichten als früher geschehene wahre Ereignisse betrachten. Außerdem ist durch den stark verbreiteten Hexenglauben, nach dem der Hexer über übernatürliche Fähigkeiten verfügt, oft das, was den Europäern als Märchenwunder erscheint, durchaus eine reale Möglichkeit. Die Frauen finden schnell Beispiele aus dem eigenen Erfahrungsbereich, wo Ähnliches sich angeblich zutrug. Selten tauchen darum in den Kommentaren die Angaben „So etwas gibt es nur in der Geschichte“ auf.

Der Erzählschatz ist recht vielfältig. Vieles gehört in den Bereich von Zaubermärchen, und das arme Waisenkind, Junge oder Mädchen, steigt wegen seiner Bescheidenheit und Schicksalslenkung zu Reichtum und Ehren auf. Häufiger als allgemein in afrikanischen Märchen üblich wird jemand getötet und wiederbelebt – das Gegenstück zum europäisch märchentypischen Verwandeln und Erlösen. Hierzu gibt es vielfältige Rezepte: Der Tote wird mit Wasser übergossen (p. 534), verbrannt und die Asche wie die beliebte Pottasche gefiltert (601, 693), der Leopard muß die Verschlungene stückweise auskotzen, zum Schluß auch ihr Schreien (66), als nur die Vulva der Heldin übrig ist, bläst ihre Mutter darauf, und sie wird wieder lebendig (541). Ein Drittel der Geschichten sind Trickster-Geschichten. Diese werden gerne benutzt, um indirekte Kritik zu üben, hauptsächlich als Lehrstücke, um vor den Gaunereien anderer zu warnen. Held der Tiergeschichten ist das Zieselhörnchen, Dummkopf der Schwimmkäfer. Das Zieselhörnchen muß aber seine Listen so manches Mal mit dem Leben bezahlen (142, 795). Im Alltag gilt es als ärgerlicher Schädling und sein Biß als tödlich, wenn nicht sogleich eine mehrtägige Zeremonie durchgeführt wird (554). Die Sammlung enthält Ketten- (526), Dilemma- (173, 652) und ätiologische Geschichten (473). Ein erzählerisches Meisterstück ist die Sage vom jungen Mann, der sich in ein Spukmädchen verliebt und ihr in ihr ‚Heim‘ folgt – sein Körper liegt am nächsten Morgen tot im Bett (767).

Da für Afrika noch immer allgemeine Typen- und Motivverzeichnisse fehlen, fällt es schwer, den Erzählschatz der Mafa in einen breiteren Rahmen einzuordnen und vor allem die Geschichten für die vergleichende Erzählforschung auffindbar zu machen. Auch diejenigen, welche eine Mafa-Erzählung

rundherum beurteilen wollen, müssen wissen, wie sie in anderen Regionen erzählt wird, um überhaupt zu erkennen, was regionale und individuelle Eigenheiten sind. Denn die meisten Mafa-Texte weichen vom durchschnittlichen afrikanischen Schema ab. Ein besonders krasses Beispiel ist die Erzählung *Die Teerpuppe* (AaTh 175). Der übliche Ablauf: Der Trickster stiehlt im Garten. Um ihn zu fangen, stellt der Gartenbesitzer eine mit Leim bestrichene Puppe auf, der Trickster schilt, weil sie ihm nicht antwortet, schlägt sie mit Händen und Füßen und bleibt kleben. Die Mafa-Variante: Ein Unhold erntet die Erdnüsse vom Feld, die Frau schlägt ihn, wird getötet und wiederbelebt, dem Mann und der ganzen männlichen Verwandtschaft geht es ebenso. Die Frau geht zum Häuptling des Himmels, erhält Rat, eine Figur aus Harz zu formen. Daran kleben der Unhold und seine ganze Sippe fest (362). Auffallend oft, aber sicherlich nicht zufällig in dieser so stark von Männern regierten Welt, sind in diesen von Frauen erzählten Geschichten Frauen die wahren Helden und bezwingen Unholde (365, 400, 463, 626).

Mehr oder weniger klar lassen sich einige Geschichten in das AaTh-System einordnen, wenn auch manchmal nur mit einzelnen Zügen: AaTh 41: *Wolf im Keller* (365, 588); AaTh 50: *Der kranke Löwe* (648); AaTh 126: *Schaf verjagt den Wolf* (557, 559); AaTh 155: *Undank ist der Welt Lohn* (634); AaTh 175: *Teerpuppe* (362); AaTh 295: *Strohalm, Koble und Bohne* (466); AaTh 327 B: *Däumling und Menschenfresser* (47); AaTh 408: *Die drei Orangen* (110, 236); AaTh 409A: *Das Mädchen mit der Eselshaut* (148, 150, 468, 577); AaTh 480: *Das gute und das schlechte Mädchen* (nur Episode I: 50, 228, 529, Episode I-II: 53); AaTh 510A: *Cinderella* (57, mit dem sonst nur in Asien bekannten Fisch als Helfer); AaTh 563: *Tischleindeckdich* (245); AaTh 653A: *Die vier kunstreichen Brüder* (173); AaTh 675: *Der faule Junge* (74); AaTh 1074: *Wettlauf* (651: Bierwettrinken); AaTh 1119: *Vertauschte Schlafplätze, Nachtmützen* (521: hier Geschlechtsteile); AaTh 1358 B: *Zweiter Liebhaber muß den im Tontopf versteckten ersten Liebhaber forttragen* (344); AaTh 1537: *Die mehrmals getötete Leiche* (351); AaTh 1737: *Pfarrer im Sack* (667); AaTh 2034 C: *Leihen und Zurückfordern*; AaTh 2042: *Kette von Unfällen* (526); Mot. H 1010: unmögliche Aufgaben, aus Samen in einem Tag Bierkalebasse entstehen zu lassen (179); Mot. H 324: unter Frauen die Frau des Häuptlings erkennen (294); Mot. H 1091.1: Sesam von Sand trennen, Ameisen helfen (658). Mehr in den Sagenbereich gehören das Motiv vom Armen, der durch die Heirat mit Übernatürlichen steinreich, aber nach Tabu-Bruch arm wie zuvor wird (42, 278, 284), und die Geschichte von der Frau, die den Wassermann heiratet, ihre Familie besuchen darf und ins Wasser zurückkehrt (804; cf. Chatelain, H.: *Folk-Tales of Angola*. Boston 1894, 114, und die deutsche Ballade von der Lilofee).

Einige der Mafa-Erzählungen und Motive sind in Afrika weit verbreitet und kommen sogar im Südzipfel Afrikas unter den Khoisan-Völkern vor (Schmidt, S.: *Katalog der Khoisan-Volkserzählungen des südlichen Afrika*. Hamburg 1989 [KH]): Kostprobe unter Fingernagel mitgebracht (76 = KH, num. 822); Mädchengruppe fragt Vorübergehende, wer von ihnen die Schönste sei; als alle

die Heldin nennen, töten die eifersüchtigen Kameradinnen sie (125 = Archiv Schmidt); um sich zu rächen, verwandelt sich Unholdin in schönes Mädchen, versucht den Helden zu töten, er entkommt durch Zauber oder rettende Hunde (125, 131, 405, 408, 515, 605 = KH, num. 945; Archiv Schmidt); schier unmöglich auszuführender Freiertest durch List geschafft (143 = Schmidt, S.: *Tiergeschichten in Afrika*. Köln 1996, 54); Trickster überlistet Dumme zu sagen/singen, daß sie die Mörder waren (157 = KH, num. 432); Trickster nimmt sich ein Auge heraus, um als einäugiger Fremder zu erscheinen (157 = KH, num. 318); allesverschlingendes Ungeheuer (327 = KH, num. 877, hier von Kindern getötet wie in Bleek, D.: *The Mantis and his Friends. Bushman Folklore*. Cape Town 1923, 34–40; cf. Dammann, E.: Die ‚Urzeit‘ in afrikanischen Verschlingermysmen. In: *Fabula* 4 [1961] 130–136); Mütter töten (365, 586, 588, 593 = KH, num. 552, cf. Mot. K 944: *Deceptive agreement to kill wives (children)*); Kind, dem Unhold übergeben, entkommt immer wieder dessen Attacken (522 = KH, num. 969); Unhold verschafft sich Zutritt zur eingeschlossenen Heldin durch Stimmveränderung (541, 65 = KH, num. 855); das schwierige Mädchen, das alle Freier ablehnt (596, 96 = Schmidt, S.: *Zauber märchen in Afrika*. Köln 1994, 126, 128; Paulme, D.: Qui mangera l'autre? Le thème du ‚Conjoint Animal‘ dans les contes d'Afrique noire. In: *Cahiers d'études africaines* 24,2 [1984] 205–234; Steinbrich, S.: *Imagination und Realität in westafrikanischen Erzählungen*. Köln 1997, 236–266; Görög-Karady, V.: *L'Univers familial dans les contes africains*. Paris 1997, 77–94); Tricksters mißlungene Nachahmung (617, 642 = KH, num. 354–356); Felsen stützen (653 = KH, num. 524).

Im übrigen Afrika gut bekannte Motive sind auch: Immer wieder zum Nachbarn zurückkehren und um Feuer bitten, um dort Speise oder Frau zu gewinnen (30, 639; cf. Frobenius, L.: *Atlantis* 10. Jena 1926, 234 [Yoruba]); Kind ohne Arme und Beine geboren, wird Held (3; cf. Hauenstein, A.: *Fables et contes angolais*. St. Augustin 1976, 96 [Angola]); neuen Penis gekauft (346, 563; cf. Frobenius, L.: *Atlantis* 5. Jena 1925, 213 [Nigeria]); unmögliche Wiedergutmachung (613, 808; cf. Paulme, D. u. a.: Sur un thème de contes africains: L'impossible restitution ou le cadeau prestigieux. In: *Cahiers d'études africaines* 30, 2 [1968] 190–289).

Hildesheim

Sigrid Schmidt

Medieval Folklore. An Encyclopedia of Myths, Legends, Tales, Beliefs and Customs 1–2. ed. Carl Lindahl/John McNamara/John Lindow. Santa Barbara, Calif./Denver, Colo./Oxford: ABC-Clio 2000. xxxiii, x, 1135 p., Illustrationen

Vorliegende Enzyklopädie ist nach Aussage der Herausgeber nicht nur für Volkskundler und Erzählforscher konzipiert, sondern für Mediävisten im weitesten Sinn. Die von 126 Beiträgern verfaßten 306 Artikel bieten in alphabeti-

scher Reihenfolge von „Accused Queen“ bis „Zither“ ein breites folkloristisches Spektrum. Beredte Zeugnisse dafür sind allein schon die regionalen Folklore-artikel: Arabic-Islam Tradition (U. Marzolph), Baltic Tradition (T. A. DuBois), English Tradition (J. McNamara/C. Lindahl), Finno-Ugric Tradition (DuBois), French Tradition (F. C. Sautmann), Hispanic Tradition (S. G. Armistead), Hungarian Tradition (Ë. Pócs), Irish Tradition (J. F. Nagy), Italian Tradition (G. C. Di Scipio), Jewish Tradition (E. Yassif), Scandinavian Tradition (S. A. Mitchell), Scottish Tradition (McNamara), Slavic Tradition (E. Levin), Welsh Tradition (E. R. Henken/B. F. Roberts). Thematische Breite bekunden gleichfalls die auf der Grundlage der europäischen Überlieferung basierenden Genre-Artikel *Ballad*, *Drama*, *Epic*, *Exemplum*, *Fable*, *Fabliau*, *Folk Music and Folksong*, *Folktale*, *Frame Tale*, *Legend*, *Proverbs*, *Romance* und *Travel Literature*. Zu erwähnen sind in diesem Zusammenhang auch die Beiträge zur Tierliteratur, z. B. *Animal Tale*, *Bestiary*, *Bestiality* und *Gargoyles*. Von Werken der klassischen Literatur oder der Weltliteratur sind unter dem Aspekt der mittelalterlichen Folklore vertreten *Beowulf*, *Cantar de mio Cid*, *Chanson de Geste*, *Chanson de Roland*, *Chrétien de Troyes*, *Dante Alighieri*, *Decameron*, *Hamlet*, *King Lear*, *Nibelungenlied*, *Tristan and Iseut* und *Wolfram von Eschenbach*. Auch biblische Themen werden aus der Perspektive der Folklore dargestellt. Als solche kommen vor *David*, *Jesus Christ*, *Joseph*, *Joseph of Arimathea*, *Judah the Pious*, *Judith*, *Mary Magdalen*, *Peter* und *Pilate*. Als ergebnisreich für die Folkloristik erweisen sich ebenfalls die Artikel über Heilige und Heiligenkult: *Andrew's Day*, *Anne*, *Becket*, *Chatherine of Alexandria*, *James the Elder*, *Joan of Arc*, *Olaf*, *Saints (Cults of the)*, *Valentine's Day*. Untersuchungen von einschlägigen Quellenbereichen sind die Beiträge über Feste (*Advent*, *Carnival*, *Festivals and Celebrations*, *Marriage Traditions*), Bräuche (*Funeral Customs and Burial Rites*), Rituale (*Harvest Festivals and Rituals*) und Spiele (*Games and Play*, *Puppets and Puppet Plays*). Die bereits angesprochenen Folklore-Kriterien aus der Tierliteratur werden ergänzt durch detaillierte Beiträge zur realen und fiktiven Tierwelt: *Bear*, *Doghead*, *Dragon*, *Fossils*, *Griffin*, *Otter*, *Unibos*, *Unicorn* und *Vampire*. Aktuelle Bereicherung erfährt die Folklore-Enzyklopädie durch Stichwörter aus Nachbargebieten der Volkserzählforschung wie *Burial Mounds*, *Drums and Percussion*, *Homosexuality*, *Iconography*, *Law*, *Magic*, *Medicine*, *Mythography*, *Runes and Runic Inscriptions* und *Sexuality*. Die biographischen Stichwörter, je nach Verfasser und Länge sehr verschieden, behandeln u. a. *Attila and the Huns*, *Augustine of Hippo*, *Christine de Pizan*, *Geoffrey of Monmouth*, *Gerald of Wales*, *Harun al-Rashid*, *Malory*, *Owain Glyndŵr*, *Prester John*, *Richard the Lion-Heart*, *Robert of Sicily*, *Robin Hood* und *Thomas Rhymer*. Zentral für die Folkloristik sind die Methode-Artikel *Folklore*, *Motif*, *Necromancy and Nigromancy*, *Oral Theory* und *Orality and Literacy*. Mannigfaltiges über wichtige Erzählstoffe, Typen und Motive bieten die Stichwörter *Arthur*, *Arthurian Love*, *Courtly Love*, *Dance of Death*, *Fairy Lover*, *Hell*, *Knight*, *Merlin*, *Ministrel*, *Monks*, *Nuns*, *Otherworldly Journey*, *Pessants*, *Punishments*, *Riddle*, *Sauna*,

Seven Sages, Ships, Skis and Skiing, Spinning and Weaving, Thor, Totem, Trickster, Wild Woman, Witchcraft und World Turned Upside Down.

Mit ihrer Enzyklopädie legen die Herausgeber ein wichtiges Handbuch zur historischen und vergleichenden Erzählforschung vor mit zahlreichen Bezügen zu benachbarten Gebieten wie Religions-, allgemeine Kultur- oder Sozialgeschichte. Benutzerfreundlich wird das Handbuch durch die Erschließung der gebotenen Erzählstoffe und -motive in zwei Anhängen, einem „Index of Tale Types“ und einem „Index of Motifs“ auf der Grundlage von AaTh und Mot. Ein 30 Seiten umfassender General-Index am Schluß der Enzyklopädie erleichtert dem Benutzer den Zugang zu der außerordentlich umfangreichen Stofffülle des Handbuchs.

Berlin

Fritz Wagner

Lupack, Alan und Barbara Tapa: *King Arthur in America* (Arthurian Studies 41). Cambridge: D. S. Brewer 1999. viii, 382 p.; illustrations, bibliography, index

The book under review is an analytical response to the immense appeal of the Arthurian legends in America where, according to the authors, they are even more popular than in Britain. Apart from the last chapter, it concentrates on literary Arthuriana from before Mark Twain to contemporary novelists, with a large portion devoted to reactions to Tennyson's lofty idealism, whether in the form of parody and satire or as moralizing and didactic, americanizing adaptations. The range of eminent literary figures paraded by the authors in this ambitious undertaking is surprisingly large, reaching from Nathanael Hawthorne, James R. Lowell, Edgar Fawcett, Mark Twain, Edward A. Robinson, Max Adeler, F. Scott Fitzgerald, Ernest Hemingway, William Faulkner, T. S. Eliot, and John Steinbeck, to contemporary writers like Walker Percy, Donald Barthelme, and John Updike, whose combined output, in addition to the genres already mentioned, include sometimes demanding retellings and re-writings of the legends, re-interpretations of Arthurian tradition, literature for children and juveniles, novelists' use of Arthurian motifs, American Arthurian historical novels, poetic imagery, modernisation of Arthurian materials, etc. The Lupacks present, explore and interpret this rich seam with knowledgeable sensitiveness, mainly from the perspective of what they term the "paradox" of the strong appeal of the Arthurian legends in America on the one hand, and their seeming contradiction of American ideals and values on the other.

This reviewer has to resist the temptation to survey in greater detail the largely literary issues contained in the first seven chapters and the 275 pages they occupy in what is, after all, a very large part of the book. For the *Fabula* readers, the eighth chapter, entitled "The Arthurian Tradition and American Popular Culture" (276–326), is undoubtedly of primary interest, as it deals

with matters most closely linked to and expressive of the incorporation of Arthurian features in the defining mythology of America and Americans where it works most effectively. It is in this chapter that the authors introduce us to Excalibur, the Las Vegas resort hotel, Excalibur vacuum cleaners and toilet brushes, Avalon restaurants, Camelot kitchen cabinetry, Camp Camelot (a summer camp for overweight teenagers: “a place where dreams come true”), Merlin phone systems, Guinevere bed linen, and so on – the Arthurian legends translated into American popular culture.

Arthurian roles have been transferred to traditional events such as the New Orleans Mardi Gras in which one of the crews is modelled on Arthur and his knights, with members bearing names such as Lancelot, Galahad and Gawain; Merlin has emerged as a New Age healer; streets in developments are named according to Arthurian themes – Lancelot Lane, Tristram Court, Astolab Road, Galahad Drive, Gareth Way (in Rochester, N.Y.); the list goes on and on. Merchandising and advertising include Arthurian themes: toys with Arthurian connections serve as promotional items, foodstuffs (like pizzas) have Arthurian designations; Arthurian motifs and characters are prevalent in toys and games (including video and CD-ROM), comic books and, of course, popular literature of many hues, both historical and phantasy, with an increasing emphasis on the legends’ female characters. Not surprisingly, Arthurian stories and motifs have also invaded the film industry, on both the large and the small screen. For the Lupacks, “the prevalence of Arthurian material in American popular culture, which makes the legends accessible to everyone and which promotes the ideals of the Arthurian realm as attainable by anyone who cultivates the right values, is in fact the ultimate democratization of the Arthurian tradition” (326).

The Lupacks’ book displays an encyclopedic knowledge of its subject, King Arthur in America. This erudition is expressed beyond the comprehensive awareness of just about everything Arthurian in the New World, in plot summaries and evaluative commentaries of literary adaptations, as well as all the facts relevant to an informed assessment.

No more trips to the library or time- and money-consuming searches through interlibrary loan, it’s all here, ready to be consumed and digested, apart from the very texts themselves. What is a little surprising is the lack of references to phenomena in the folk-cultural register and to oral tradition as their most common vehicle. Do storytellers really not tell Arthurian legends anymore? What is also not tangibly clear is whether the authors have actually ‘resolved’ the ‘paradox’ which they mention at the beginning. Perhaps every page of their book makes a contribution to a kind of ‘resolution’, and what is missing is a specific account of their cumulative effects. Otherwise this is a useful, praiseworthy volume which will undoubtedly enhance the ever-popular Arthurian studies even beyond their current attractiveness. It certainly deserves to be used and consulted over and over again.

Abderdeen

Wilhelm F. H. Nicolaisen

May, Yomb: Die Fabeldichtung zwischen Oralität und Literalität. Untersuchungen zu heutigen kamerunischen Basaa- und zu deutschen Fabeln des 18. Jh.s (Lesen und Medien 6). Oberhausen: Athena-Verlag 2000. 291 p.

May, Yomb (Hrsg.): Basaa-Fabeln. Aufzeichnungen aus der oralen Tradition Kameruns (Literaturen und Kulturen Afrikas 2). Oberhausen: Athena-Verlag 2000. 61 p.

Mepin, Daniel (Hrsg.): Tonè Tonè. Märchen und Erzählungen aus Kamerun. Bearbeitet von Yomb May (Literaturen und Kulturen Afrikas 1). Oberhausen: Athena-Verlag 2000. 90 p.

Yomb Mays germanistische Dissertation ist eine kontrastiv-vergleichende Studie zur Fabeldichtung der Basaa, einer bantusprachigen Ethnie im Süden Kameruns, und zur Fabeldichtung und ihren Theorien im deutschen bzw. europäischen Kontext des 18. Jh.s. Wie bei einem Vergleich üblich, beleuchten sich die beiden Untersuchungsobjekte in ihren Eigenheiten und Bedingungen gegenseitig und schaffen dabei einen neuen Denkraum. Ausgangspunkt der Studie ist die Kritik an der literaturwissenschaftlichen Fabelforschung, die die Literaturfabel des 18. Jh.s – so May – alleine im Regelkreis der Literalität sieht und damit ein blindes Auge dafür hat, daß diesen Fabeln in ihrem damaligen Gebrauch auch Merkmale einer mündlichen Kommunikation anhaften. Oralität und Literalität – so May – sind dabei allerdings nicht als einander ausschließende Konzepte anzusehen, sondern vielmehr als Medialitäten, die in einem Spannungsfeld zueinander stehen und wechselseitige Interferenzen zeigen. May kritisiert weiterhin, daß man entsprechenden afrikanischen Erzählungen die Zugehörigkeit zur allgemein formulierbaren Gattung ‚Fabel‘ abspricht. Hier ist es nun Mays Ziel, anhand der europäischen Fabeldichtung des 18. Jh.s aufzuzeigen, daß eine solche Gattungszuordnung für afrikanische, spezifischer gesagt Basaa-Erzählungen tatsächlich aber stichhaltig ist.

Die Studie gliedert sich in sieben Kapitel, von denen das erste die Einleitung mit Problemstellung und Überblick bietet und das siebte Kapitel die Ergebnisse zusammenfaßt.

Kapitel 2 handelt den „Topos Oralität – Literalität als Gegenstand der Literaturwissenschaft“ ab. Unter Bezug auf Walter Ong, Wolfgang Raible, Werner Glinga, Louis-Jean Calvet und andere wird die antithetische Starrheit bzw. kategoriale Durchlässigkeit der beiden fraglichen Medialitäten erörtert. Ein eigenes Augenmerk gilt der Formeltheorie nach Parry/Lord und dem Begriff ‚Oralliteratur‘. Spezialisten in diesem Problembereich wird Mays Diskussion kaum Überraschungen bieten, zumal auch andere, von ihm nicht genannte Autoren hier bereits an Klarstellungen gearbeitet haben (cf. z. B. Bausinger, H.: Literatur und Volkserzählung. In: EM 8 [1996] 1119–1137). Jedoch sind immer viele Stimmen nötig, um kontinuierlich an einer Überwindung allzu starrer Kategoriengrenzen zu arbeiten.

Kapitel 3 behandelt „Basaa-Fabeln als Zeugnisse einer afrikanischen oralen Tradition“. Hier erörtert May zunächst die allgemeine Forschungslage zur afrikanischen oralen Fabeldichtung. Es fragt sich jedoch, ob für eine solche Standortbestimmung die Hinweise auf einzelne Einsichten von Rüdiger Schott, Leo Frobenius, Joseph M. Awouma und Samuel M. Eno-Belinga ausreichen. Ist die Fabelgattung in Afrika nicht doch intensiver diskutiert worden, wie dies die offensichtlich nicht zu Rate gezogenen Gesamtbibliographien von Veronika Görög-Karady (*Littérature orale d’Afrique Noire: Bibliographie Analytique*. Paris 1981; *Bibliographie annotée: Littérature orale d’Afrique noire*. Paris 1992) zu erkennen geben? Allein für die von May nur sehr dürftig in zwölf Zeilen wiedergegebene Basaa-Erzählforschung verzeichnen diese Bibliographien immerhin an die 30 Titel mit spezifischer Basaa-Markierung, in denen etliche ‚contes‘ und ‚Tiermärchen‘ enthalten sind. May bezieht sich für seine Studie ausschließlich auf eigene Aufnahmen, die er während einer dreimonatigen ‚Feldforschung‘ 1993–94 in seinem Heimatgebiet aufgezeichnet hat. Das Kapitel liefert hierzu die nötigen Hintergrundinformationen sowie Angaben zum Basaa-Kulturkontext, zu den Erzählern und zur Basaa-sprachigen Gattungsterminologie, unter denen die Gattung Fabel mittels eines generischen Nomens und spezifizierender Beifügungen benannt werden kann. Außer diesen Begriffen und einigen Liedphrasen enthält die Abhandlung keinerlei Basaa-sprachige Texte oder anderweitig bedeutsame Sprachelemente. Ungesagt bleibt, welche Art von Lesematerial Basaa-Kinder in den Schulen kennenlernen: französische, allgemeinkamerunische, oder doch Basaa-Geschichten? Einige der von May dokumentierten Fabeln werden gesungen, wofür er den Begriff ‚Sing-Fabel‘ (*chantefable*) verwendet, während andere Fabeln gesprochen werden, wofür May sinnvollerweise den Oppositionsbegriff ‚Sprech-Fabel‘ einführt. Wichtig für die nachfolgende komparative Diskussion ist dann in diesem Kapitel die Analyse bestimmter oraler Strukturmerkmale, hierunter das Lied und das Exordium (kurze Publikumsansprache), die Episodenwiederholung und die stilistische Redundanz. Das Kapitel schließt mit Angaben zu Mythen als Stoffquellen und zum „Reflex kultureller Hintergründe“ in den Fabeln, von denen die Studie vier lediglich im deutschen Wortlaut abgedruckte Beispieltex-te wiedergibt, die eine Teilmenge des separat publizierten Korpus *Basaa-Fabeln* (s. u.) darstellen. Wichtig sind Mays Ausführungen zur Anbindung der Fabelerzählungen an die Ideenwelt der Ahnen, die bei jedem Erzählen fortgeführt wird (123–127).

Kapitel 4 behandelt die „Literalität in Theorie und Dichtung deutscher Fabeln der Aufklärungszeit“. Herausgearbeitet werden hier: der supranationale (europäische) Status der aufklärungszeitlichen Fabeln (welcher einem transethnischen Status von Fabeln in Afrika gleichkäme, der eine sich ankündigende Dimension der afrikanistischen Erzählforschung darstellt), die europäische ‚Aufklärungsideologie als Prämisse der Fabeldichtung‘, Definitionsansätze nach den Fabeltheorien von Le Bossu, La Motte, J. Ch. Gottsched, J. J. Breitinge-r, Ch. F. Gellert und G. E. Lessing, dazu typologische und poetologische Merk-

male, die Idee der ‚Kunstfabel‘ und ihr Anspruch auf individuelle Originalität sowie die in den angeführten deutschen Fabeln erkennbaren Funktionen der Leserezeption.

Nach den Merkmalen der Literalität weist dann Kapitel 5 die Merkmale der „Oralität in inventio und Rezeption deutscher Fabeln der Aufklärungszeit“ nach. In der Folge von Lessing diskutiert May hier Äsop sowie antike Mythen und Sagen als Motivquellen, welchen strukturell in den Basaa-Fabeln wohl die Substrate der Basaa-Mythen entsprechen. Sehr gelungen ist Mays Herausarbeiten von Schlüsselmerkmalen der Oralität in der Rezeptionspraxis der deutschen Fabeln in einem hypoliteralen, d. h. nur teilweise literalisierten Umfeld, das sich Inhalte durch Lesen aneignet und durch Sprechen an Leseunkundige weitergibt. Dieses Sprechen ist in der deutschen Aufklärungszeit seinerseits an bestimmte Aufführungspraktiken gebunden gewesen: an öffentliche und private Vorleseakte, die schulisch eingeübt worden waren, und an Deklamationen, die pädagogisch begründete Memoriertechniken voraussetzten. Hypoliterale Performanzmerkmale scheinen für manche zeitgenössische Gesellschaften in Afrika aktuell zutreffend, so daß hiermit ein Komplex aufscheint, auf den Feldforscher künftig vermehrt achten sollten.

Kapitel 6 behandelt schließlich „Die kompositorische und strukturelle Interpolarität zwischen Basaa- und deutschen Fabeln“, wobei May unter ‚Interpolarität‘ das Ineinandergreifen von Oralität und Literalität versteht. Nach vergleichender Darstellung der Typologie der beteiligten Basaa- und deutschen Tierfiguren werden hier die Sprichwörter diskutiert, die Dialogizität der Akteure sowie das Einfügen von Inhalten der Aktualität des Basaa-Alltags. Jen-seits oberflächlicher Anknüpfungspunkte in den Texten besteht hier für einen Feldforscher das grundsätzlich Komplizierte darin, die Verbindung zwischen den erzählten Fabelinhalten und eventuell zugrundeliegenden konkreten zwischenmenschlichen oder politischen Zusammenhängen in der Erzählergemeinschaft herzustellen.

Mays flüssig geschriebene Studie stellt einen wichtigen interdisziplinären Beitrag zum umrissenen Problemkomplex dar. Originell ist hierin die Ausarbeitung der pädagogisch-poetologisch fundierten und damit in gewisser Weise systematisierten Oralität der später eher literal gesehenen Fabeldichtung der deutschen Aufklärungszeit. Den Blick geschärft hat hierfür sicherlich der orale Erzählhintergrund der kamerunischen Basaa, deren schulisch eingeübter Schriftumgang von May nicht thematisiert wird. Die in der Studie herausgearbeiteten Parameter dürften für ein Lehrbuch im kamerunischen Kontext von unmittelbarem Nutzen sein. Der europäischen Literaturwissenschaft bieten sich nennenswerte Anhaltspunkte für weitere Forschungen auf diesem Gebiet an.

Ein Beiwerk zur Studie stellt die kleine Edition *Basaa-Fabeln* dar. Hierin publiziert May 20 Erzähltexte, darunter auch die vier in der Studie abgedruckten Beispieltex-te. Ob die Texte num. 2: „Die Bäuerin und das Gespenst“ und num. 3: „Der Blinde und die böse Frau“ als Fabeltexte klassifiziert werden können,

sei dahingestellt. Acht der übrigen Geschichten weisen jeweils die Schildkröte als Hauptfigur auf. Den meisten der abgedruckten Fabeln sind epilogisch angehängte Sprichwörter eigen; manche Fabeln weisen einen ätiologischen Schluß auf. In ihrer Textsprache richtet sich die Leseedition ausschließlich an ein deutschkundiges Publikum. Einleitung und kulturspezifisch ausgerichtete Textkommentare sind spärlich in ihrem Umfang; Verständnislücken tun sich indes nicht auf. Basaa-sprachige Elemente beschränken sich auf einzelne Liedzeilen, Formeln und Ideophone. Es fragt sich, ob dem Lesepublikum nicht auch ein vollständiger Basaa-Text als illustratives Beispiel für die originale afrikanische Sprachlichkeit und ihre Verschriftbarkeit hätte zugemutet werden können. Ob auch die Originaltexte, die Basaa-Lesern und der Sprachforschung nützlich sein dürften, einmal veröffentlicht werden, bleibt in dem Bändchen offen.

Ähnliches läßt sich zu der kleinen Lese-Edition *Tonè Tonè* sagen, die der Beamte und Schriftsteller Daniel Mepin herausgegeben hat. Sie enthält 22 Märchen und Erzählungen aus West-Kamerun. Eine Zuordnung der Texte zu einer spezifischen ethnischen Tradition könnte vielleicht über die darin vorkommenden Personen- und Ortsnamen hergestellt werden. Einzelnen Textstellen merkt man eine deutliche stilistische Überarbeitung durch Mepin an, der von 1983–99 als Botschaftsangehöriger in Bonn ansässig war. In der Erzählung „Ssebudong, ein ehemaliger Sklave“, die man als Parabel kolonialer und postkolonialer Zustände lesen könnte, entläßt der fremde (koloniale) Herrscher „die völlig verarmte und traumatisierte Bevölkerung in die Unabhängigkeit“ und ernennt „seinen langjährigen einheimischen Dolmetscher zum neuen Kaiser“, der unter ‚Partnerschaft‘ mit dem Volk eine „neu inszenierte Ausbeutung der Dorfbewohner bis hin zu unheilbarer Kleptomanie“ versteht. Mit manchen ähnlich gestelzten Wendungen lesen sich die übrigen Erzählungen des Bändchens in ihrer Plotentwicklung insgesamt ‚traditioneller‘. So wie bei den meisten Basaa-Fabeln sind auch bei Mepins Märchen und Erzählungen die Pointen vielfach recht humorvoll.

Köln

Thomas Geider

Merkel, Johannes: *Spielen, Erzählen, Phantasieren. Die Sprache der inneren Welt*. München: Antje Kunstmann 2000. 337p.

Das neue Buch von Johannes Merkel wird empfohlen als „Grundlagenbuch für Erzieher und Lehrer, Medienproduzenten und interessierte Eltern“. Es ist aber auch ein Grundlagenbuch für folkloristische Erzählforscherinnen und Erzählforscher – gerade weil sich Merkels Argumentation nicht im gewohnten Koordinatennetz der Erzählforschung bewegt und den Blick auf prinzipielle Probleme und Zusammenhänge lenkt, die hinter der folkloristischen Detailarbeit leicht verschwinden. Merkel befaßt sich nicht mit den Traditionsbestän-

den populären Erzählens, auch nicht mit den bevorzugten Performanzbereichen, also Erzählkreisen und Erzählgelegenheiten, in denen überlieferte Geschichten präsentiert werden. Es geht ihm grundsätzlicher um Strukturen des Erzählten und des Erzählens, das er in Parallele setzt und in Beziehung bringt zum Spielen und zum Phantasieren: Das Erzählen ist „seinem formalen Verfahren nach zwischen Spiel und der reinen Phantasietätigkeit“ angesiedelt und erfüllt „für die menschliche Bewußtseinstätigkeit eine vergleichbare Funktion“.

Merkels Buch ist über weite Strecken eine entwicklungspsychologische Studie. Dabei unternimmt er nicht den Versuch einer schematischen Einteilung, schon gar nicht den einer Zuordnung zu klar abgrenzbaren Altersstufen; die sich entfaltenden schöpferischen Aktivitäten sind für ihn tastende Schritte, durch welche die behandelten menschlichen Äußerungsformen allmählich zu sich selber finden. Konsequenterweise legt Merkel, der im sozialpädagogischen Studiengang der Universität Bremen für Vorschulerziehung zuständig ist, den Akzent auf das Schöpferische im frühkindlichen und kindlichen Alter, weil sich im Werden der Spiele und Geschichten deren Struktur und Funktion am besten nachzeichnen lassen. Dazu gibt es wenig Dokumente und Vorarbeiten. Im deutschsprachigen Raum nimmt Piaget eine prominente Stellung ein, und auch auf die Beobachtungen Fatkes greift Merkel zurück; vor allem aber operiert er mit Beispielen aus angelsächsischen Untersuchungen. Die zentrale These des Buchs ist, dass es sich bei den im Titel genannten menschlichen Äußerungsformen um „Formsprachen der ‚inneren Welt‘“ handelt. Merkel wendet sich gegen Auffassungen, die im Spiel und auch im Erfinden und Erzählen von Geschichten in erster Linie eine Art Probehandeln, eine Einübung in die Anforderungen der Realität sehen – bis zu einem gewissen Grad ist dies auch eine Abkehr von der in seinen frühen Märchenstudien vertretenen Position. Für ihn gilt der Primat der Phantasie, der inneren Bilderwelt, die über Spiele und Geschichten in kommunizierbare Sprache übersetzt wird. Die innere Welt wird so in die äußere hineingetragen und mit ihr versöhnt; aber Nähe zur Wirklichkeit, Faktizität ist dabei kein Maßstab. Die „Wahrheit der Dichter“ liegt „in der Konsequenz ihrer Erfindungen“, und auch die banaleren Geschichten von Kindern und Erwachsenen halten sich nicht an die „Wahrheit“, sondern an die „Erfordernisse der Erzählbarkeit“, für die Merkel vor allem den Einbruch des Außergewöhnlichen in die Realität hervorhebt.

Phantasie ist für Merkel nicht nur ein Erfindungs- und Organisationsprinzip, das in die verschiedensten künstlerischen Äußerungen eingreift, sondern das eigentliche Kraftzentrum der inneren Welt. Deshalb stellt er das nicht durch vorgegebene Schemata zensierte Phantasieren, wie es in frühkindlichen Sprachspielen und in Träumen zum Ausdruck kommt, neben und in gewisser Weise über das Spielen und Erzählen. Über die Phantasie behauptet sich die innere Welt gegen die äußere und arrangiert sich gleichzeitig mit ihr, ohne die Integrität des Inneren aufzugeben.

Hier drängt sich allerdings die Frage auf, ob Merkels analytische Trennung von Innenwelt und Außenwelt haltbar ist. Mehrfach versteht Merkel die ‚innere Welt‘ als das Reich des Unbewußten; er wendet C. G. Jungs Begriff des Archetypischen auf Ausformungen der Phantasie an, und er sieht im „narrativen Strickmuster“ (mit glücklicher Ausgangslage, Verwicklung, erhöhter Gefährdung und Er-Lösung) „die tief im Unbewußten verschüttete Geburtserfahrung nachgebildet“. Mir liegt es nahe, in diesem Strickmuster nicht Archetypik, sondern Typik zu sehen – die Abfolge von Komplikation und Lösung ist auch ein Muster der sozialen Wirklichkeit. Aber das Unbewußte ist jedenfalls klarer definiert als der Begriff Innenwelt. Merkel geht aus von der „Unvereinbarkeit von sozialer Außenwelt und individueller psychischer Innenwelt“, und er hält die Trennung durch. Zwar spricht er von der Erfahrung einer „Einheitswirklichkeit“; aber sie besteht für ihn aus klar unterscheidbaren Schichten, charakterisiert als „soziales Leben“ und „seelischer Hintergrund“. Doch man muß kein radikaler Konstruktivist sein, um die „seelische“ Durchdringung des sozialen Lebens, die subjektive Formung von Wirklichkeit zu erkennen; und es gibt auch den Gegenverkehr: die Prägung und Formung des Individuellen und seiner Bilderwelt durch das soziale Leben.

Vor allem unter diesem Aspekt wäre es sicher nützlich gewesen, wenn Merkel die Ergebnisse der Erzählforschung stärker einbezogen hätte. Er distanziert sich ausdrücklich von der „linguistisch ausgerichteten Erzählforschung“, für die er lediglich Max Lüthi einmal anführt. Aber es hätte sich beispielsweise gelohnt, nach der Bedeutung vorgegebener Erzählmuster, also etwa nach den ‚einfachen Formen‘ zu fragen, oder auch die Studien zum nicht nur an traditionelle Stoffe gebundenen Erzählen wie in Rudolf Schendas *Von Mund zu Ohr* (Göttingen 1993) in die Betrachtung einzubeziehen. Umgekehrt kann aber auch die traditioneller ausgerichtete Erzählforschung Gewinn ziehen aus Merkels Buch – nicht nur dank seiner grundsätzlicheren Strukturüberlegungen, sondern auch im Blick auf viele kluge und sensible Einzelbeobachtungen, denen die pointierte Festlegung auf die ‚innere Welt‘ keinen Abbruch tut.

Tübingen

Hermann Bausinger

Odo von Magdeburg: *Ernestus (Spolia Berolinensia 18)*. ed. Thomas A.-P. Klein. Hildesheim: Weidmann 2000.

Die Geschichte vom Herzog Ernst, seiner Empörung gegen den kaiserlichen Stiefvater, seiner Orientreise und seiner schlußendlichen Wiederaufnahme in die kaiserliche familia und den politischen Organismus des Reichs gehört zu den faszinierenden Erzählelntwürfen des Hochmittelalters (siehe EM 6 [1990] 939–942). Nach der ersten nachweisbaren literarischen Fassung aus der 2. Hälfte des 12. Jh.s ist sie immer wieder neu bearbeitet worden, lateinisch und in mehreren Volkssprachen, als deutscher Prosaroman und ‚Volksbuch‘

Fabula 43. Band (2002) Heft 1/2

wurde sie bis ins 18. Jh. gelesen und noch von den Romantikern des 19. Jh.s mehrfach bearbeitet (siehe zu den neueren Ausgaben anderer Fassungen die Sammelrezension in *Fabula* 39 [1998] 145–149).

Unter der Vielzahl der Fassungen des Herzog Ernst gehört das lateinische Hexameter-Epos des Odo von Magdeburg (rund 3500 Verse) zu den frühen, freilich im Mittelalter kaum breiter rezipierten Texten. Nur eine einzige Handschrift hat nachweisbar die Neuzeit erreicht. Auf ihr beruht der Text, den die Mauriner E. Martène und U. Durand 1717 im 3. Band ihres *Thesaurus novus anecdotorum* herausgegeben haben. Die seither verlorene Handschrift war offenbar schwer zu lesen, zahlreiche Fehler und Versehen kennzeichnen den Abdruck der Barockzeit. Dieser allein ist die Grundlage des Textes. Nach der mit nicht geringen philologischen Mängeln behafteten Edition von B. Gansweidt (*Der ‚Ernestus‘ des Odo von Magdeburg*. München 1989) legt T. A.-P. Klein hier eine für die Hand der Mittellateiner und Philologen gemachte Ausgabe vor. Es fehlt ihr freilich das, was Germanisten oder Erzählforscher nötig brauchen: eine den durchgängig schwierigen Text erschließende Übersetzung.

Auch der im Titel der Ausgabe angekündigte Kommentar enttäuscht germanistische Benutzer. Er ist unter dem Text als zweiter Apparat angeordnet und bietet eine umfängliche und durchaus verdienstvolle Similiensammlung (warum fehlt das entsprechende Register?). Verzeichnet werden hier vor allem die Bezüge zu der um 1200 präsenten Tradition des heroischen Epos der Antike (Lucan, Vergil, dazu Ovid) und des Mittelalters. Dabei fällt auf, welche eminente Bedeutung der erst kurz vor dem *Ernestus* entstandenen *Alexandreis* des Walter von Châtillon zukommt. Außerdem werden im zweiten Apparat Zusammenhänge mit weiteren lateinischen Herzog-Ernst-Fassungen nachgewiesen. Auf die mittelhochdeutsche Reimfassung B (um 1200) wird nur sporadisch durch entsprechende Verszahlen neben dem Text verwiesen. Heranzuziehen ist daher weiterhin der Stellenkommentar von Gansweidt, der in wesentlich stärkerem Umfang die z. T. wörtlichen Zusammenhänge mit anderen Fassungen, insbesondere mit der deutschen Reimfassung B, nachweist. Der erste Apparat ist der Textkritik gewidmet und weist die Abweichungen vom Druck von 1717 sowie die Emendationsvorschläge des Herausgebers und der früheren Forschung nach.

Die Beigaben der Ausgabe sind, abgesehen von der Einleitung (Stoffgeschichte, strukturierende Inhaltsangabe, Autor, Quellen) und vom Namenregister, für Mittellateiner bestimmt. Geboten werden anhangsweise ein Glossar seltener Wörter, ein Verzeichnis von Wörtern mit prosodischen Besonderheiten (unklar bleibt, ob sie stets in der hier angegebenen Weise gebraucht werden oder etwa auch mit regelhaften Quantitäten) sowie ein Index zur Metrik von Oden Hexametern.

Gemessen an dem breiten Interesse, das dem *Ernestus* des Odo von Magdeburg sowohl von der germanistischen Mediävistik als auch von der Erzählforschung entgegengebracht wird, kann die vorliegende Ausgabe nur wenige erreichen: die Zunft der Mittellateiner. Dringend notwendig ist eine Überset-

zung mit einem reichhaltigeren Kommentar; bleibt sie aus, ist die durchaus verdienstvolle Arbeit der Edition nahezu vergebens getan.

Hamburg

Nikolaus Henkel

Sallis, Eva: *Sheherazade through the Looking Glass. The Metamorphosis of the Thousand and One Nights* (Curzon Studies in Arabic and Middle-Eastern Literatures). Richmond: Curzon 1999. xii, 170 p.

Nun sind bald 300 Jahre vergangen, seit die *Erzählungen aus den Tausendund-eine Nächten* (kurz: *1001 Nacht*) 1704 durch die französische Adaptation des Antoine Galland der Weltöffentlichkeit vorgestellt wurden. Seither sind sie zu einem ungemein befruchtenden Bestandteil der Weltliteratur geworden und haben darüber hinaus die Wahrnehmung des ‚Orient‘ in Realität und künstlerischer Verarbeitung entscheidend geprägt. Bei einem derartigen Monument erscheint es schon als Selbstverständlichkeit, wenn man davon ausgeht, daß es je nach Umfeld der Rezeption unterschiedlichen Interpretationen unterliegt, daß „works of literature change as people and cultures who read them change“ (p. 2): Literatur ist nie statisch, sondern ist ebenso unter prägenden Umständen entstanden wie ihre Rezeption unter bestimmten Rahmenbedingungen stattfindet. Dennoch ist es zweifellos legitim, sich wie die Autorin des vorliegenden Bandes der Fragestellung zu widmen, welche Stufen der Wandlung das literarische Werk in seiner „history distinguished by transformation“ (2) durchlaufen hat. Dies umsomehr, als die Geschichte der Wahrnehmung des ‚Orient‘ eine Geschichte von Mißverständnissen, Voreingenommenheiten und Vorurteilen ist (für die der palästinensisch-amerikanische Literaturwissenschaftler Edward Said den Terminus ‚Orientalismus‘ zwar nicht erfunden, aber doch populär gemacht hat).

Um es kurz zu machen: Neue Erkenntnisse kann die Autorin kaum vermitteln. Es geht ihr eher darum, bekannte Fakten mit neuen Augen zu sehen, als darum, grundsätzlich neue Einsichten zu formulieren. Was sie immer wieder in unterschiedlichen Formulierungen wiederholt, ist ihre Forderung, dem komplexen Charakter des Werkes gerecht zu werden, insbesondere der Tatsache, daß das Werk als solches vielschichtiger und umfassender ist als jede einzelne seiner textlich fixierten Erscheinungsformen (5, 62). Darauf beruht zum einen ihre berechtigte Kritik an den früheren, oft voreingenommenen ‚orientalistischen‘ Lesarten von *1001 Nacht* (besonders deutlich behandelt etwa von Kabani, R.: *Imperial Fictions: Europe's Myths of the Orient*. London 1986), zum anderen ihr Plädoyer für ein unvoreingenommenes Lesen des Textes, das trotz seiner scheinbaren Selbstverständlichkeit im Zeitalter eines immer wieder erklärten, wenngleich weniger gelebten Multikulturalismus bedauerlicherweise keineswegs zu den Grundvoraussetzungen der geisteswissenschaftlichen oder gar öffentlichen Wahrnehmung fremder Kulturen gehört: „The ideal reading

[...] is not characterised by the absence of prejudgemental cargo, but by a consciousness of prejudgement and a willed maintenance of flexibility“ (14). Mit anderen Worten: Kulturelle Voreingenommenheiten besitzen alle Leser zwangsläufig; bei einer Lesung, die dem Text gerecht werden soll, könne es somit nicht darum gehen, diese zu leugnen oder zu verdrängen, vielmehr bestehe die Aufgabe darin, unter bewußter Akzeptanz der Beschränktheit des eigenen Blickwinkels größtmögliche Offenheit der Wahrnehmung zu praktizieren.

Unter diesem Gesichtspunkt behandelt Sallis in sechs Kapiteln neben grundlegenden Fakten der Textgeschichte ihre Lesart des Werkes als solchem, der Rahmengeschichte und einer kleinen Auswahl einzelner Erzählungen: *Introduction to the Nights* (1–17); *Arabic Textual History of the „Alf layla wa-layla“* (18–42), *English Translations of the „Thousand and One Nights“* (43–64), *Reading the „Arabian Nights“* (65–84), *Sheherazade/Shahrazād: a Commentary on the Frame Tale* (85–107), *Readings of Selected Stories and Anecdotes* (108–142); das Buch schließt mit einem knappen Nachwort (143 sq.), einer als *Appendix* bezeichneten Liste (145) der wichtigsten arabischen Texteditionen (Calcutta I, Breslau, Bulaq I, Calcutta II, Leiden) und berücksichtigten Übersetzungen (Galland, Lane, Payne, Burton, Mardrus), Literaturliste (146–164) sowie einem Sach- und Namenindex (165–170).

So berechtigt und grundsätzlich überzeugend Sallis' Anliegen ist, so schwer fällt es beim Lesen ihrer Darstellung, angesichts der ständigen Wiederholung der Grundthese und einer bemühten political correctness nicht zu ermüden. So werden z. B. konsequent christliche Daten mit Entsprechungen des muslimischen Kalenders angegeben, mit der Begründung einer Hommage an die Wertigkeiten der untersuchten Kultur, eines „respectful cross-cultural writing“ (79). Was dabei herauskommt, liest sich trotz allem maniert, etwa: „Interestingly, the *Nights* were extremely popular as children's literature in the early 20th/14th century.“ (76) Gekünstelt wirkt die Benennung der unterschiedlichen Textgruppen: *Alf layla* bezeichnet arabischsprachige Versionen, *Thousand and One Nights* Übersetzungen derselben, *Arabian Nights* die ‚orientalistisch‘ überformten Adaptationen. Maniert ist schließlich auch bereits der Titel des Buches, seinerseits eine Hommage an Lewis Carrol's Fortsetzung *Through the Looking-Glass* (1872) zu *Alice in Wonderland* (1865). Die Spiegel-Metapher mit der produktiven – in letzter Konsequenz allerdings frustrierenden – Konfrontation mit ‚umgekehrten‘ Wertigkeiten auf der dahinterliegenden Seite wird allerdings konkret einzig in Sallis' Interpretation der Geschichte der beiden Abdallahs, des Landmannes und des ‚Meermannes‘ aufgegriffen, in welcher der Haupttenor auf der beunruhigenden Ähnlichkeit einer oberflächlich als unterschiedlich erfahrenen fremden Kultur liegt (134).

Gelegentliche Unschärfen in Kleinigkeiten wirken irritierend, so etwa (Mahdi folgend) die Datierung des Galland-Manuskripts auf das 14. Jh. (3) – wobei H. Grotzfeld in einem bereits 1997 publizierten Aufsatz („The Age of the Galland Manuscript of the Nights: Numismatic Evidence for Dating a Ma-

nuscript?“ In: *Journal of Arabic and Islamic Studies* 1, 50–64) die spätere Datierung auf das 15. Jh. wissenschaftlich untermauert hat; oder der en passant geltend gemachte indische Ursprung von *1001 Nacht* (93, Anm. 10), den diese Sammlung mit dem *Papageienbuch* teile – wobei der Ursprung des letzteren aus Indien unzweifelhaft ist, der Ursprung des literarischen Phänomens der Rahmenerzählung aber keineswegs unstrittig ist, sondern zumindest gleichermaßen für Iran geltend gemacht wird (Perry, E.: „The Origin of the Book of Sindbad“. In: *Fabula* 3 [1959] 1–94; Belcher, S.: „The Diffusion of the Book of Sindbad“. *ibid.* 28 [1987] 34–58); das einzig sicher ‚indische‘ Element in der Rahmenerzählung von *1001 Nacht* ist allerdings die Geschichte der ‚Frau im Schrein‘ (AaTh 1426; EM 5 [1987] 186–192), wohingegen Scheherazades listige Lebensrettung durch Geschichtenerzählen bislang nicht in frühen indischen Versionen nachgewiesen werden kann und eher einem vorislamisch- bzw. frühislamisch-arabischen Muster (Erzählung des Khurāfa) zu entsprechen scheint (cf. Drory, R.: „Three attempts to legitimize fiction in classical Arabic literature“. In: *Jerusalem Studies in Arabic and Islam* 18 [1994] 146–164).

Was nach der Lektüre des Buches an Eindruck bleibt, ist zweierlei: Einerseits das Bewußtsein, daß die überwiegende Zahl europäischer (d. h.: europäischsprachiger) Übersetzungen, Rezeptionen und Adaptationen von *1001 Nacht* vorbelastet ist, eine Sichtweise, aufgrund derer Europa (!) bislang weder den Text noch die dahinterliegende ‚orientalische‘ Wirklichkeit angemessen wahrnehmen konnte (10, 65–84); andererseits der eindringliche und immer wieder überzeugend unterlegte Appell, der textuellen Vielfältigkeit des Werkes („textual diversity“, 18; „world of abundance“, 143; „irresolvable heterogeneity“, 143) Rechnung zu tragen – schließlich ist *1001 Nacht* ein über Jahrhunderte gewachsenes Sammelsurium (engl.: omnium gatherum) unterschiedlichster Geschichten. Gerade dies macht ja einen erheblichen Teil des Reizes der Sammlung aus, insofern als Urteile über ihr Wesen sich einer allgemeingültigen Festlegung entziehen.

Göttingen

Ulrich Marzolph

Simpson, Jacqueline/Roud, Steve (edd.): *A Dictionary of English Folklore*. Oxford: Oxford University Press 2000. vii, 411 pp., illustrations, bibliography.

This is the age of encyclopedias and of other compendia which draw together in a series of entries the corpus of known information, of the ‘wisdom of the times’, about a particular subject, cluster of subjects, or field of research. In order to provide the most up-to-date expert opinion on the topics chosen, it has become customary to ask a variety of scholars for contributions on their own specialities, under the guidance of an editor or an editorial board. What is different about the series of ‘Dictionaries’ published in recent years by the Ox-

ford University Press (*The Oxford Companion to Fairy Tales*, *The Oxford Dictionary of Nursery Rhymes*, *A Dictionary of Superstitions*, *A Dictionary of Plant-Lore*) is the combined role of editor(s) and contributor(s). As in the case of the previous volumes in the series, the choice of experts for this combined role in the compendium under review, *A Dictionary of English Folklore*, has been a happy one, for both Jacqueline Simpson and Steve Roud have been stalwarts of the Folklore Society for several decades and have, in their previous publications shown themselves to be reliable, knowledgeable specialists in many of the aspects relevant to the new Dictionary. The quality of the scholarship which has gone into the making of this compendium is therefore unquestioned and secure; the publishers could not have chosen a better team.

As the compilers themselves indicate in their 'Introduction', they have included "a broad range of oral genres, performance genres, calendar customs, life-cycle customs, supernatural and 'superstitious' beliefs" but have, for one valid reason or another, left out entries on traditional foods, sports, games, fairs, most obsolete customs, and material culture, and have been selective with regard to topics on which excellent books are already available. They also reluctantly decided not to cover the many ethnic groups now forming part of English society. In addition to its geographic limitations, this is therefore, as its title announces, a very English reference work, a fact which becomes especially apparent to users who, like this reviewer, work in similar fields outside, or adjacent to, the historical and current boundaries which define the concept and reality of 'England'. Shying away from "speculative interpretations", the more than 1200 entries (from "Abbots Ann" to "Yule") are consequently said to emphasize "established dates and facts". How does this basic principle work out in practice, and what is the range of entries included? (A slight quibble: Despite the alphabetical arrangement of the volume, it would have been helpful to have had the aid of a list of all entries for quick reference, on the several blank pages at the end of the book). Here is a list of the entries under the arbitrarily chosen letters Ga-Go: Gabriel Hounds, Ratchets; gallows, gibbets; Gardiner, George Barnet; Gardiner, Henry Balfour; Gardner, Gerald Brosseau; garlands; Garratt, Mayor of; Gawain and the Green Knight; geese-dancing (= guise-dancing); Geoffrey of Monmouth; Gervase of Tilbury; gestures; ghosts; giants; Gilchrist, Anne Geddes; glasses, drinking; Glastonbury; Glastonbury Thorn (= Holy Thorn); gnomes; goats; goblin; Godiva, Lady; Gods penny, luck money, earnest money; Gogmagog (or Gog and Magog); gold; Goldilocks (= Three bears); Gomme, Alice Bertha; Gomme, George Laurence; Good Friday; gooding (= thomasing), gooseberry wife; Goosey Goosey Gander; gorse; Gotham, the Wise Men of. What is immediately apparent, is the strong flavour of custom and belief in the compilers' choices, as well as their interest in individuals who have been influential in the shaping and growth of the study of Folklore in a country which has so far been more than reluctant to grant appropriate academic recognition to its conceptualization and fitting positioning in the academic curriculum. It is therefore all

the more remarkable that, in spite of this lack of status, the volume under review is likely to meet the expectations of even the sternest critics.

In a long series of entries devoted to events, personnel, calendar customs, locations and local manifestations, and the like, items associated with folk narrative are likely to be found in “the second row”, so to speak, although this does not mean that readers of *Fabula* will be disappointed. There are, for example, entries on ballads, broadsides, cante fable, Cap o’ Rushes, chapbooks, Cinderella, and contemporary urban legends, as well as to such notables in the field as Hans-Christian Andersen, Katharine Mary Briggs, and Francis James Child; and there are also many implicit references to narratives in connection with entries on alien big cats, brownies, changelings, and the like, all under the first three letters of the alphabet, and many of the “non-narrative” entries supply illuminating background information and settings for narrative texts and performances. It is good and reassuring to have this new compendium at one’s elbow for it does at least two things: On the one hand, it isolates individual facts and ingredients of folklore, offering them in digestible entries; on the other, it provides within the covers of one book the wholeness of the concept in view of its multifacetedness; it separates out and unifies at the same time demonstrating how belief systems permeate the whole of traditional culture, and encourages readers to understand what is unquestionably thoroughly English in the context of broader connections and wider horizons. Judging by the promising usefulness of this volume, including its excellent bibliography, it should be a desideratum for the publishers to follow up this publication with similar ‘Dictionaries’ covering other parts of the British Isles.

Aberdeen

Wilhelm H. F. Nicolaisen

Stratmann, Silke: *Myths of Speculation. The South Sea Bubble and 18th century English Literature* (Münchner Studien zur neueren englischen Literatur 10). München: Wilhelm Fink 2000. 218 p.

1720 wurde England vom ersten großen Börsenkrach der Geschichte, dem sogenannten ‚South Sea Bubble‘, erschüttert. Das Ereignis war und ist nicht nur ein dankbares Thema für Wirtschaftshistoriker. Es fand auch großes Echo in den Medien und darüber hinaus, was bisher noch zuwenig beachtet wurde, in der Literatur. Neben kritischen Kommentaren, belehrenden und moralisierenden Interpretationen entstanden in den Jahren 1720 und 1721 zahllose Werke der Volks- und Hochliteratur, die auf unterschiedlichste Weise die Vorfälle an der Londoner Börse verarbeiteten. Dieses literarische Nachleben des Finanzdebakels ist das Thema der zur Besprechung vorliegenden Dissertation.

Im ersten Kapitel stellt die Autorin ausführlich die wirtschaftlichen und politischen Hintergründe des Desasters dar. Die sich in Namensgebung und Auftreten an die großen englischen Handelskompanien wie die Hudson Bay Com-

pany oder die East India Company anlehrende South Sea Company war ein Unternehmen, das von Anfang an nicht auf reale Gewinne durch Handel, sondern ausschließlich auf Kursgewinne seiner Aktien und somit auf Spekulation aufbaute. Die Handelsgesellschaft erregte erstmals Aufsehen, als sie die gesamten Schulden des englischen Königshauses übernahm. Die Firma betrieb, würde man heute sagen, ein geschicktes Marketing, verstand es, einflußreiche Personen des Hochadels in die Leitung aufzunehmen und ein regelrechtes Börsenfieber zu entfachen. In der Folge erwarb ein großer Teil der englischen Bevölkerung quer durch alle sozialen Schichten Aktien. Früher oder später mußte jedoch die Seifenblase dieser Handelsgesellschaft platzen, und der dadurch ausgelöste Kursverfall stürzte weite Kreise der englischen Bevölkerung in den finanziellen Ruin und führte zu zahlreichen Selbstmorden.

Stratmann behandelt die rasante Entwicklung der ‚Bubble‘-Literatur in vier Abschnitten. Ihre Systematisierung orientiert sich im wesentlichen am Grad der funktionellen Distanz von dem Ereignis. Das 2. Kapitel analysiert Texte, die bereits literarische Qualität besitzen, aber noch Teil der durch den Börsenkrach ausgelösten politischen Kontroversen waren. Viele davon waren unmittelbare Reaktionen auf die Ereignisse und wurden sogar von den involvierten Parteien in Auftrag gegeben. Sie werden von Stratmann als polemische, oder, wenn sie eine reflektierende Distanz herzustellen in der Lage sind, als metapolemische Schriften bezeichnet. Allein für das Jahr 1720 werden in einer Bibliographie 200 „tracts and essays, proposals and sermons“ aufgelistet. Kommentare in Tages- und Wochenzeitschriften sind hier nicht eingerechnet. Nur ein geringer Teil der Reaktionen bzw. Meldungen blieb nüchtern und sachlich. Die überwiegende Mehrheit der Autoren fühlte sich moralisch dazu aufgefordert, Aufklärungs-, Ermittlungs- und Erklärungsansätze zu liefern. Für Kirchenleute war die ‚South Sea‘-Affäre ein schlagendes Beispiel für Versündigung, Frevel und Sühne. Als solche wurde sie zum Thema vieler Gebete und Epistel, in denen in polemischer Weise etwa über ehren- und unehrenhafte Arten reich zu werden nachgedacht oder mit erhobenem Finger aufgezeigt wurde, wohin es führe, wenn man nicht den von der Vorsehung bestimmten Platz im Leben einzunehmen bereit sei. Bereits auf dieser Ebene fand die literarische Auseinandersetzung in einer Reihe verschiedener Textsorten Ausdruck. Neben den genannten waren dies vor allem häufig in Versform verfaßte Pamphlete und satirische Schriften. Nicht immer handelte es sich um direkte Polemik. Das Geschehen wurde häufig in fiktive Dialoge mit fiktiven Personen eingebaut.

Die ‚Bubble‘-Schriften stellen für Stratmann insgesamt Versuche der Verarbeitung einer außergewöhnlichen, noch nie da gewesenen Situation dar. Sie zeigen, wie Literatur einer Gesellschaft emotional und moralisch helfen konnte, mit dem Beispiellosten zurechtzukommen, indem sie das wirtschaftliche und soziale Erdbeben in vertraute Genres und metaphorische Muster übertrug und somit moralisch sinnvoll und emotional plausibel machte. Die Frage nach den Ursachen der kollektiven Verwirrung des Börsenfiebers wurde in vielen Schriften mit den Schlagworten ‚madness‘ bzw. ‚frenzy‘ beantwortet.

Denn, so Stratmann: Menschen, die wider ihr besseres Wissen ihren angestammten Platz im Leben verlassen, um neue soziale und geschlechtliche Identitäten anzustreben, müssen Opfer von Halluzination, also von geistiger Verwirrung sein.

Im Prozeß der literarischen Bewältigung wurden die Ereignisse von 1720, dies macht die vorliegende Untersuchung für die Erzählforschung interessant, in mehrfacher Weise mythisiert. Im 3. Abschnitt werden nun verschiedene Bilder des ‚South Sea Bubbles‘ untersucht, verschiedene Metaphern und Embleme der Katastrophe. Die bedeutendsten Quellen dafür bildeten das Konzept der Harmonie des Kosmos, repräsentiert durch die vier Elemente, und der unerschöpfliche Schatz biblischer Analogien. Stratmanns Untersuchung zeigt des weiteren, daß Sexualität und geschlechtliche Identität eine überraschend große Rolle in der ‚Bubble‘-Literatur spielen. Dabei traten immer wieder auch misogyne Züge zutage, indem Frauen, die sich an der Börse engagierten, unmittelbar mit Prostitution in Verbindung gebracht wurden und ihnen unterstellt wurde, sie hätten wesentlich zum moralischen Niedergang Englands beigetragen. Andere Autoren betrachteten den korrumpierenden Einfluß der Spekulation, die zum Niedergang der Weiblichkeit und zum Verlust der Geschlechtsidentität führe. Auf der metaphorischen und emblematischen Ebene der ‚Bubble‘-Literatur bedienten sich die Autoren nun anderer, abstrakterer Ausdrucksmittel und Genres wie der Allegorie und der Fabel. An die Seite des Schrifttums traten auch Illustrationen und Karikaturen, die das Thema in allegorischer und/oder satirischer Form bildlich aufarbeiteten. Es gab sogar mehrere Sets von Spielkarten.

Im 4. Kapitel untersucht Stratmann das besondere funktionale Potential ausgewählter Genres. Sie verwendet dafür das ‚pastoral‘ (Pastorale, Schäferspiel, ländliche Idylle) und die Komödie. In den Jahren 1720/21 entstanden interessanterweise eine ganze Reihe von Komödien, die das an sich dramatische Geschehen des ‚South Sea Bubbles‘ thematisierten. Stratmann zeigt auf, daß diese Komödien nicht nur kritisch auf die Geschehnisse reagierten, nicht nur die öffentliche Meinung widerspiegelten oder ausdrückten, sondern durchaus auch aktiv verstärkten und überhaupt kreierten. Dichter und Stückeschreiber entwickelten eine ausgefeilte Mythologie, die zuvor Sinnloses mit Bedeutung auf lud. Sie erarbeiteten ein allgemeines Repertoire von ‚Bubble concepts‘, von Bildern und Erzählungen, die zunehmend sprichwörtlich und automatisch wurden. Als eine unvermeidbare logische Konsequenz davon wurde die literarische Auseinandersetzung selbst zum Objekt von Literatur. Stratmann analysiert in ihrer Arbeit drei Komödien, für die dies zutrifft, die also selbstreflexiv die Rolle der Literatur in diesem Szenario aufgreifen.

Das letzte Kapitel behandelt den Verfall des Mythos. Die Blütezeit der ‚Bubble‘-Literatur war kurz. Die Texte der Jahre 1720/21 waren sehr aktuell und gesellschaftsbezogen, da sie aus wirklich heißen Gefühlen, wie Wut, Panik oder unartikulierten Ängsten, gespeist wurden. Die Literaten übertrugen diese Gefühle in sinnvolle Geschichten oder Muster und fungierten so als führende

Agenten im Prozeß der Mythisierung des ‚Bubbles‘. Spätere ‚Bubble‘-Literatur war demgegenüber in einer weniger glücklichen Position, da sie nicht nur die historischen Ereignisse, sondern auch deren Mythen geerbt hatte. Originalität war so schwer zu erreichen. Vielmehr wurden die bekannten Muster aufgegriffen und Erregung durch Routine ersetzt. Dies traf besonders auf das Genre der broadside ballads zu. Bänkelsängerlieder übernahmen etwa um 1760 das Geschehen von 1720, als wäre es eben erst geschehen. Das konnte freilich – so Stratmann – nicht funktionieren. Die Gründe seien nicht nur im Fehlen unmittelbarer Betroffenheit und in einer bloß oberflächlichen, flüchtigen Nutzung der bekannten Topoi gelegen. Den Hauptgrund bildete die fehlende Fusion öffentlichen und privaten Diskurses, wie er unmittelbar nach dem Börsenkrach gegeben war. Die Ereignisse von 1720 wurden in späterer Zeit immer wieder einmal auch in neuen Funktionen und anderen Genres, u. a. in der sentimental und der pornographischen Novelle, aufgegriffen.

Ein ausführliches Literaturverzeichnis beschließt die Untersuchung. Eine Synthese der vielfältigen Erkenntnisse sowie ein Register sucht man dagegen vergeblich. Dennoch liegt hier eine ausgezeichnete Arbeit vor, die die Interdependenzen von Wirtschaft, Politik und Literatur, deren Rolle in der Verarbeitung eines nicht faßbaren Ereignisses und insbesondere die Prozesse der Mythisierung des ‚South Sea Bubbles‘, vorbildlich aufarbeitet.

Innsbruck

Ingo Schneider

Widmer, Anna: Die poetischen Formeln der nordostjakischen Heldendichtung (Veröffentlichungen der Societas Uralo-Altaica 53). Wiesbaden 2000. 255 p.

Die zu den Finnougiern gehörenden Ostjaken (Chanten) bilden mit den sprachlich eng verwandten Wogulen (Mansen) den obugrischen Zweig dieser Sprachfamilie. Sie leben am Fluß Ob und seinen Nebenflüssen. Die ostjakische Volksdichtung ist sehr reich. Für alle Dialektgebiete (Ost-, West-, besonders jedoch für die Norddialekte) sind umfangreiche Aufzeichnungen von Folkloretexten zustande gekommen. Seit 150 Jahren konnten ungarische, deutsche und finnische Sprachforscher eine Vielzahl von z. T. mehr als 3000 Verse umfassenden Liedern aufzeichnen.

Anna Widmer unterzieht mit dem von ihr gewählten Thema der nordostjakischen poetischen Formeln diesen Bereich erstmals einer genaueren Untersuchung. Sie beschreibt ihre Aufgabenstellung wie folgt: „Die Form und die Funktion der poetischen Formel des Ostjakischen sind bisher nie zusammenhängend behandelt worden. [...] [Es besteht] die Notwendigkeit der Katalogisierung und der philologischen Erschließung [...]. Auf der formalen Seite wird die metrische Struktur und Gliederung der poetischen Formeln erschlossen, [...] auf der pragmatisch-stilistischen Seite [ist zu fragen,] wie Sachver-

halte mit poetischen Formeln ausgedrückt werden, [...] wie [sie] semantisch besetzt sind“ (p.15). Dazu beschreibt Widmer im 1. Abschnitt (Einleitung), in der eine Darstellung der ostjakischen Volksdichtung gegeben wird, die Gattungen der traditionellen Dichtung und deren Darbietungsanlässe. Dem folgen Aussagen zur ostjakischen poetischen Formel, zum Stand der Forschung zu dieser Problematik sowie Ausführungen zu Formelbegriffen in bisher veröffentlichten Arbeiten (B. Munkácsi; W. Steinitz; R. Radomski; R. Bartens; É. Schmidt).

Auf Grund der ausgewerteten Ergebnisse anderer sowie ihrer eigenen Untersuchungen stellt die Verfasserin fest, daß die poetischen Formeln vorrangig Elemente der Liedersprache sind, die (a) eine besondere syntaktische und (b) eine besondere metrische Struktur aufweisen (35). Hier möchte die Rezensentin anfügen, daß poetische Formeln durchaus auch in der Prosafolklore, oft gleichlautend mit denen der Liedersprache, vielfache Verwendung finden.

Im 2. Abschnitt wird das von Widmer untersuchte und von ihr ins Deutsche übersetzte sowie phonematisch transkribierte „Lied des Volkes von der Eisstadt“ (1340 Verse) vorgestellt. Es handelt sich um einen 1899 aufgezeichneten, sehr poetischen Text mit typischer Handlung eines ostjakischen Heldenliedes aus Obdorsk (heute Salechard), dem nördlichsten ostjakischen Dialektgebiet, in dem eine lebendige Folkloretradition besteht. Dieses Lied ist erstaunlich reich an poetischen Formeln. Die Verfasserin stellt aus dem umfangreichen Versrepertoire drei Abschnitte mit insgesamt 152 Versen vor (52–60), in denen die poetischen Formeln gehäuft auftreten. Sie verweist darauf, daß es sich im wesentlichen um nominale Fügungen handelt, bei denen das an letzter Stelle stehende Nomen (zumeist ein Substantiv) das zentrale Nomen darstellt (z. B. V.102 [90]: *wet luji lujeŋ kuram/mein fünfzehiger zehiger Fuß*). Diesem sind Adjektive (eines oder mehrere) oder Partizipien vorangestellt. Kasussuffixe bzw. Postpositionen entfallen in den Versen, sie erscheinen nicht in der Liedersprache (nur in der Alltagssprache oder in verderbten Prosatexten, während jedoch Possessivsuffixe die Funktion von Füllelementen ausüben; Anm. der Rezensentin).

Das 3. Kapitel befaßt sich mit den Formeltypen. Die Verfasserin beschreibt hier den am häufigsten vertretenen Typ der viergliedrigen Formel mit ihren attributiven Gliedern, die vielfach *epitheta ornantia* – oftmals etymologische Figuren – darstellen, z. B. V.1116 [92]: *lapet sarpi sareŋ ow/siebenfacher gefächterter [Kriegs-]Schrei* (Übers. der Rezensentin). Es werden auch Ausführungen zum Begriff der Füllwörter gemacht, die metrisch und syntaktisch in der ostjakischen Folkloresprache notwendig sind. Neben dem obengenannten Formeltyp werden dann deskriptiv dreigliedrige sowie solche mit mehr als vier Gliedern beschrieben.

Im 4. Abschnitt geht es der Verfasserin um die Klärung von Variabilität bzw. Invariabilität der Formelbestandteile auf semantischer, syntaktischer und metrischer Ebene. Sie unterscheidet drei Gruppen von Formeln: (1) solche mit be-

schreibender Funktion (der größte Teil der Formeln), (2) Formeln in zeitraffender Funktion und (3) Formeln pragmatischer Natur.

Die beschreibenden Formeln sind zu einem großen Teil viergliedrig und entsprechen metrisch dem ‚normalen‘ (nord-)ostjakischen Versmaß. Inhaltlich geben sie Auskunft über die speziellen Charakteristika der handelnden Personen, der Örtlichkeiten, der jeweiligen Situationen, Waffen usw. Zeitraffer-Formeln sind für den Handlungsverlauf erforderlich, um die Zuhörerschaft auf (neue) Situationen vorzubereiten bzw. einzustimmen, z. B. auf die Dauer der Zeit, um von einem Ort zum anderen zu gelangen: „lang oder kurz [ging er]“; „Zeit, die ein Kessel zum Kochen braucht“ u. a. (220 sq.). Pragmatische Funktion spricht die Verfasserin solchen Formeln zu, die indirekte Berichte (wenn also nicht der Hauptheld in der Ich-Form erzählt) zu Situationen darstellen („das Botschaftentier/Nachrichtentier [berichtet]“; [eine im ganzen ostjakischen Norden verbreitete Formel; Anm. der Rezensentin]).

Im 5. Abschnitt wird eine Zusammenfassung der dargelegten Ergebnisse der Untersuchung geboten (232 sq.). Im anschließenden Abschnitt folgen acht Seiten bibliographischer Angaben (235–242), die besonders unter dem Aspekt der Aktualität der verwendeten Literatur zu beachten sind. Es zeigt sich, daß in den zurückliegenden ca 25 Jahren wesentliche Arbeiten zu den Problemen der (finnisch-ugrischen bzw. ostjakischen) Poetik und Volksdichtung erschienen sind, die zwar auf grundlegenden Werken vorangegangener Forschung basieren oder diese fortführen, aber von oft beschreibender Thematik zu analysierenden und globalisierenden Ergebnissen fortschreiten. Die Verfasserin verwendete einen nicht geringen Anteil dieser jüngeren Literatur für ihre Arbeit.

Im 7. Abschnitt sind Personen-, Sach- und Stellenregister (243–247) aufgeführt. Des weiteren erscheint ein Verzeichnis speziell behandelter Morpheme, Wörter und Syntagmen (248 sq.) sowie vorkommender Suffixe (250–251). Dem schließt sich im Anhang (253–255, Abschnitt 8) eine Zuordnung der poetischen Formeln zu semantischen Feldern an.

Berlin

Brigitte Schulze

Wienker-Piepho, Sabine: „Je gelehrter, desto verkehrter“? Volkskundlich-Kulturgeschichtliches zur Schriftbeherrschung. Münster u. a.: Waxmann 2000. 468 p.

Bei der vorliegenden Arbeit handelt es sich um eine Göttinger Habilitationsschrift, die sich zum Ziel gesetzt hatte, die Frage der Literalität, dem individuellen Vermögen also, lesen und/oder schreiben zu können, und die Bewertung dieser Kulturtechniken, nicht aus der Sicht der alphabetisierten Elite zu betrachten, sondern aus der entgegengesetzten, derjenigen der Analphabeten. Grundlage der Untersuchung ist ein umfassendes Korpus sogenannter Ethno-

texte europäischer, besonders deutscher, österreichischer und schweizerischer Provenienz (zu einem großen Teil aus dem Deutschen Volksliedarchiv in Freiburg i. Br. stammend), die mehr oder weniger direkt die Perspektive des Volkes auf Schreiber und Schrift zeigen bzw. ‚kollektive Denk- und Fühlmuster‘ sichtbar machen. Es werden denn praktisch alle volksliterarischen Gattungen – ausgehend vom Volkslied wie Ballade, Bauernklage, Vierzeiler, Agitationslied, Satire und Gesellschaftslied, Liebesbrieflied, Soldaten- und Abschiedslied, über das Sprichwort, den Schwank (Analphabeten-, Gelehrten-, Schreiber-, Briefstellerschwänke) und die Anekdote bis zur Legende, dem Zauber- und Schwankmärchen (AaTh 325: *The Magician and his Pupil*; AaTh 1641: *Doctor Know-All*) und endlich der Sage (Schreibersagen, Teufelsbündnersagen, Sagen über geschriebene Texte wie Himmels-Briefe) – danach befragt, auf welche Weise die Figur des Schreibers und des Gelehrten, Schreibvorgänge, Schreibutensilien wie Papier, Feder und Tinte und Schriftmedien wie (Liebes-)Brief dargestellt, symbolisch verdichtet und bewertet werden. Durch den vorgegebenen Untersuchungszeitraum – er setzt in der frühen Neuzeit ein und endet in unserer Gegenwart –, durch den Begriff ‚Schreiber‘, der je nach historischer Schicht ganz unterschiedliche Sachverhalte bündelt und benennt (klösterlicher Schreiber, Stadt- und Ratschreiber, Landschreiber, Kopist, Notar, Schreibmeister, Schulmeister, ‚Intellektueller‘), durch die genre- bzw. gattungseigenen Spielräume und ‚Geisteshaltungen‘ und endlich durch die jeweilige Perspektive der Textproduzenten und -rezipienten (Autostereotypie versus Heterostereotypie) fällt die Antwort überaus differenziert und vor allem ambivalent aus. Die Figur des Schreibers wird einmal wirklichkeitsnah geschildert (Sage), dann wieder zum Typus verallgemeinert (Ballade, Schwank, Sprichwort); in anderen Ethnotexten werden Schreiber und Schrift dämonisiert (Sage), religiös verklärt (Legende), sexuell konnotiert (Schwankballade) oder auch abgewertet (Gelehrtenanekdote, Intellektuellenspott). Das einleitende historische Kapitel über die Berufsschreiber leitet diese ambivalente Gemengelage geschichtlich her. Die nichtzünftigen ‚Kopfarbeiter‘ übten in verschiedener Hinsicht einen ‚Beruf im Zwischen(be)reich‘ aus, der sich sowohl der Konkurrenz durch eigentliche Schriftsteller und Gelehrte als auch dem Mißtrauen der Unterschicht wegen seiner Nähe zum Herrschaftsbereich ausgesetzt sah. Schreiben und Schrift als eine von Analphabeten nicht beherrschte Kulturtechnik erfahren durch diese wegen der am eigenen Leib erfahrenen Mächtigkeit eine Übersteigerung ins gleichsam Numinose. In diesem Sinne sind die verschiedenen metaphorischen Äquivalente und Analogien (der Schreibvorgang als erotische Metapher) anschauliche Versuche, diese (Schrift-)Macht zu benennen und zu deuten. Notwendigerweise partizipieren auch jene an ihr, die sie schreibend ausübten. Noch die in Moritaten und Flugschriftenliedern besungenen ‚Schreiber ohne Hände‘ (149–152) künden von der kompensatorischen Potenz der Schrift. Die Arbeit bietet darüber hinaus eine eingehende Analyse der Feder als Symbol in der Volksdichtung und ihrer Genese. Bei der Einführung der Komplementärsymbole Schwert und Pflug hätte sich allerdings eine Reflexion der

drei Stände (Bauer, Soldat und Beamter) aufgedrängt, indem hier die entsprechenden Symbole stellvertretend um den ersten Platz rivalisieren. Ein abschließender Teil, der überwiegend Forschungsergebnisse referiert und zusammenträgt, ist schreibenden Frauen und Frauenstereotypen gewidmet.

Kritisch anzumerken sind bei dieser Arbeit, die durch eine gepflegte Sprache besticht und jeweils kenntnisreich in die neuesten methodologischen volksliterarischen Diskussionen einführt, neben der forcierten Dichotomie in Literati und Illiterati bzw. Alphabetisierte und Analphabeten und den noch für das 18. und 19. Jh. (zu) tief veranschlagten Alphabetisierungsraten, zwei Dinge. Die Materialbasis zu den verschiedenen volksliterarischen Gattungen ist ungleich. Während etwa das Volkslied eine erschöpfende Behandlung erfährt, trifft das keineswegs für das Zaubermärchen zu. Hier steht eine abschließende Bearbeitung des Themas ‚Schreiber und Schrift‘, die entschiedener regionale Sammlungen und Varianten einbezieht, noch aus. Der zweite Einwand zielt auf die grundsätzliche Frage, wieweit Volkserzählungen als Quellen der Sozial- und Mentalitätsgeschichte herangezogen werden können und dürfen. Hauptcharakteristikum der Mentalitäten ist ihr anonymer Status. Sie sind typisch für jeweils bestimmte soziale Gruppen und Schichten. In einer entwickelten Gesellschaft koexistieren mehrere Mentalitäten nebeneinander; sie zeichnen sich weiter durch eine große relative Dauerhaftigkeit und Stabilität aus und sind dem immobilsten Bereich der Gesellschaftsgeschichte, der Grundebene der ‚longue durée‘ (Fernand Braudel), zuzurechnen. Als interiorisiertes Konzentrat des sozialen Lebens strukturieren sie sowohl die Wahrnehmung als auch ihre individuelle und kollektive Verarbeitung als ‚Erfahrung‘. Mentalitäten sind deshalb eher auf einer vorbewußten denn auf einer explizit sprachlichen Ebene festzumachen. Ein dergestalt elaborierter Mentalitätsbegriff und eine entsprechende Diskussion findet man in der vorliegenden Arbeit nicht; Wienker-Piepho teilt denn auch nicht die Skepsis, die ihm seit mehr als zehn Jahren von seiten der Geschichtswissenschaft entgegengebracht wird. Das mag auch mit der langen Entstehungsgeschichte dieser Arbeit zu tun haben, die trotz alledem dem Anspruch eines Handbuches jederzeit gerecht wird.

Zürich, Mailand

Alfred Messerli

Zangerl, Anton: Friedrich Gerstäcker (1816–1872). Romane und Erzählungen. Struktur und Gehalt (Narratio. Arbeiten zur Geschichte und Theorie der Erzählkunst 15). Bern u. a.: Lang 1999. 301 p.

Anton Zangerls Untersuchung ist angetreten, der Vernachlässigung des im 19. Jh. so populären Erzählwerks Friedrich Gerstäckers seitens der literaturwissenschaftlichen Forschung entgegenzuwirken. Während Geschichtswissenschaft und Volkskunde dem Reiseschriftsteller nicht zuletzt wegen seiner Sujets einiges Interesse entgegenbrachten, fehle es insbesondere an umfassenden

Arbeiten zu formalen Aspekten des Gerstäckerschen Werks. Mit seiner narratologisch ausgerichteten Dissertation sucht Zangerl diese Lücke zu schließen, wobei die Arbeiten des Zürcher Literaturwissenschaftlers Rolf Tarot als theoretische Orientierung dienen.

Die vorliegende Arbeit beginnt mit einem erzähltheoretischen Teil, dem eine inhaltsbezogene Darstellung folgt sowie ein Anhang, der neben der Bibliographie statistische Materialien sowie biographische („Ergänzende Ausführungen zur Biographie“, 247–274) und literaturkritische Exkurse („Schriftsteller über Schriftsteller“, 225–236) versammelt. Die hauptsächliche Materialgrundlage bilden 24 Romane bzw. ‚Erzählungen‘ des gut einhundert Stücke umfassenden Gerstäckerschen Gesamtwerks, darunter – neben zahlreichen Reiseerzählungen im engeren Sinn – die bis in die Gegenwart verlegten Abenteuerromane *Die Regulatoren in Arkansas* (1846) und *Die Flußpiraten des Mississippi* (1847). Daneben werden aber auch ausgewählte kürzere Texte, Skizzen, Märchen, Reiseberichte und exemplarische nichtfiktionale Prosa einbezogen.

Die ausführliche Beschreibung der erzählerischen Mittel Gerstäckers konzentriert sich zunächst auf die Aspekte der Mittelbarkeit und Unmittelbarkeit des Erzählten (21–100). Zangerls Versuche, die typischen Merkmale der Erzählerrede zu bestimmen, führen dabei zu der Erkenntnis, daß Gerstäcker einerseits mit einem ausgesprochen dominierenden, autoritativen Erzählertypus operiert, der den Leser häufig anspricht und die Handelnden und ihre Taten ständig kommentierend begleitet. Dieses „diegetisch-fiktionale Erzählkonzept“ (67) werde andererseits ergänzt bzw. konterkariert durch ein im Kontext der literarischen Konventionen des 19. Jh.s ungewöhnlich hohes Maß an Dialogizität. Empirische Grundlage dieser Einschätzung ist ein akribisches Auszählen der Erzählerpräsenz bzw. der dialogisierten wie der erzählend-berichtenden Passagen in den für die Untersuchung ausgewählten Texten. Die Ergebnisse werden sowohl in graphischer Darstellung in 18 sogenannten Dialogprofilen präsentiert, als auch im Anhang in Tabellenform, wobei sowohl die Dialoganteile für jedes Kapitel als auch ein Durchschnittswert für das gesamte Werk ausgegeben werden. So errechnet Zangerl beispielsweise für *Die Regulatoren in Arkansas* eine durchschnittliche Dialograte von 62,60 %, während etwa *General Franco* von 1864 mit 33,11 % die untere Schwelle des bei Gerstäcker Üblichen markiert.

Zangerl wendet sich sodann der Erzählerrede bzw. den bei Gerstäcker praktizierten Techniken auktorialen Erzählens zu. Unter „Elemente der Innerlichkeit“ (101 sq.) versammelt der Verfasser eine Reihe von Beispielen für Darstellungen des Innenlebens der Handelnden durch den seine Figuren stets beherrschenden Erzähler. Mit Termini wie „Innerlichkeitsbericht“ (103), „Gedankenbericht“ (108) und „Erlebte Rede“ (109) werden hier Mitteilungen der Erzählinstanz über das Innenleben der Handlungsträger erfaßt, die vorführen, daß der Erzähler nicht nur über die äußeren Handlungsabläufe im Bilde ist, sondern auch über die Gedanken- und Gefühlswelt der Handlungsträger. Eine Verselbständigung des Innenlebens der Figuren läßt der Erzähler Gerstäckers

den Befunden Zangerls zufolge nicht zu: „Weil diese Instanzen eine so zentrale Position innehaben, kann es folglich nur eine vom Aussagesubjekt berichtete Innerlichkeit geben (z. B. *berichtete* erlebte Rede oder *berichteter* innerer Monolog)“ (121).

Es verwundert nicht, daß ein solcher Erzähler seine Leser ständig zu überzeugen versucht, Rat weiß (wie Benjamin es formulierte) und nicht zuletzt dazu dient, bestimmte Einsichten und Grundüberzeugungen des Autors an die Leser weiterzugeben. Diese Einflußnahme auf den Leser, Arten der Sympathiesteuerung, Auffassungen über Welt und Natur oder einfach Wissensvermittlung beschreibt Zangerl in einem mit „Inhaltliche Analyse“ überschriebenen Kapitel. Ein wenig irritierend ist der Umstand, daß unter dieser Rubrik auch Phänomene wie Spannung, Sprache der Figuren, generelle Beobachtungen zu Stil und Sprache, Humor (196 sq.) versammelt werden. Überraschend auch, daß ein danach zu erwartendes Schlußkapitel ausbleibt und stattdessen als Anhang eine Sammlung unterschiedlicher Materialien geboten wird, deren Stellenwert im Rahmen der Untersuchung (mit Ausnahme von Bibliographie und statistischem Material) nicht recht deutlich wird. Dieser Mangel wird nicht zuletzt deshalb offenbar, weil der Verfasser bis dahin in erster Linie deskriptiv verfährt und eine überaus große Menge teilweise umfangreicher Textzitate präsentiert, um bestimmte Phänomene Gerstäckerschen Erzählens zu belegen. Schlußfolgerungen daraus beschränken sich aber auf ebenso knappe wie allgemeine Bemerkungen in der Art von: „In Gerstäckers Texten mit ihrer starken dialogischen Ausrichtung gehen Unmittelbarkeit und Mittelbarkeit Hand in Hand“ (101) oder „Ein diegetisch-fiktionales Erzählkonzept mit starkem Vermittlungscharakter sollte nicht als (zu) wenig modern, rückständig, und deshalb qualitativ tiefer eingestuft werden als eine mimetische Darstellungsweise“ (67).

So ist der eigentliche Wert der Untersuchung vor allem in der Dokumentation einer Vielzahl von Details zur Schreibweise Gerstäckers und zu den Konventionen der Reiseerzählung des 19. Jh.s zu sehen. Schon die Auffächerung einer Vielzahl narrativer Aspekte und deren reiche Illustration durch einschlägige Textpartien verdient Anerkennung und macht die Besonderheiten dieser Erzählweisen deutlich. Eine nicht ganz unwesentliche Einsicht besteht auch darin, daß der Verweis auf „das traditionelle Erzählen“ als Abgrenzung zu modernen Erzählformen leichtfertig und nicht zu rechtfertigen ist. Wenngleich sich im Hinblick auf Gerstäcker kaum Unerwartetes einstellt, so bekommt die formale Struktur solcherlei Erzählens doch ein Kolorit, das die rein begriffliche Ein- und Zuordnung nicht leistet. Das Buch ist insofern auch eine reiche Fundgrube an Lehrbeispielen zur Demonstration der vielfältigen Formen konventionellen auktorialen Erzählens und mag als solche auch in der Lehre von praktischem Nutzen sein.

Frankfurt

Bernd Dolle-Weinkauff